This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

A
ii
44

~~X. F.~~
~~XXXI. E 5~~

Ex libris
Caroli Thomae Newton, I.C.D.
Ord. Balnei Eq. Com:
Academiae Oxoniensi
in usum archaeologiae studentium
D D D
amici quidam
in piam memoriam
viri illustris
MDCCCXCV.

Bound by
BIRKBALL & SON,
44 [illegible] Street,
NORTHAMPTON.

302204694U

721

Eckert fec.

Druck v. F. Hecht in Berlin.

SANABIT QUI PERCUSSIT

Eckert

EDUARD GERHARD

EIN LEBENSABRISS

VON

OTTO JAHN

Εἰμὶ δὲ Γηράνθης, ὃς τήκεται ἐν νεότητι,
γήραϊ δ' ἀνθήσει· διὸ καὶ λέγομαι Γηράνθης.

BERLIN
DRUCK UND VERLAG VON GEORG REIMER
1868.

090 M

Ὁ τρώσας καὶ ἰάσεται.

Das Geschlecht, welchem Eduard Gerhard[1] angehörte — ehemals gewöhnlich Gierdt genannt — war in Brieg heimisch. Im Jahr 1656 wurde dort Martin Gerhard, Sohn des „ehrbaren und vorsichtigen Marcus Gierdt, Rothgerbers“ geboren, der als angesehener Rathsverwandter 1666 starb, durch ein stattliches Denkmal in der Pfarrkirche geehrt. Im Jahr 1639 wurde der in mehreren Zweigen blühenden Familie durch Paul Raphael von Nitschen Com. Pal. Caes. ein Wappen ertheilt, das später der wappenkundige Bernd dem Freunde heraldisch erläuterte, rechts auf schwarzem Grunde ein goldner Greif — wie zur Vorbedeutung — auf drei grünen Bergen schreitend, links drei schrägrechte silberne Balken auf rothem Grund. — Das Rothgerberhandwerk blieb lange in der Familie geübt; der Zweig, welchem Eduard Gerhard angehörte, hatte sich durch mehrere Generationen der Theologie zugewandt.

Der Grossvater David Gotfried Gerhard[2] (geb. 1734 gest. 1808), der unbemittelte Sohn eines früh verstorbenen Landpredigers, wurde erster Geistlicher an der Elisabethkirche in Breslau und feierte im J. 1803

---

[1] Gerhards ist ausser nekrologischen Artikeln der Berliner Zeitungen (Nat.-Ztg. 1867 N. 241, Spenersche Ztg. 1867 Beil. N. 120. 121) gedacht von B. Stark Augsb. Allg. Ztg. 1867 Beil. 164, 165. Ad. Michaelis Grenzboten 1867 II S. 445 ff. E. Curtius Gött. Gel. Nachr. 1867 S. 265 ff. Friederichs und Hübner arch. Anz. 1867 S. 81 ff. J. Lessing preuss. Jahrb. XXI S. 339 ff. Spach Bull. de la soc. pour la conserv. des monum. hist. d'Alsace II, 5 p. 85 ff. N. Jahrb. f. Philol. 1867 II S. 475 ff. Zeitschr. f. bild. Kunst 1867 Beil. N. 14 S. 120 f. — Für diesen Aufsatz lag mir der gesammte wohlgeordnete handschriftliche Nachlass, Tagebücher, Reisenotizen, Correspondenz, Geschäftspapiere durch das Vertrauen seiner Wittwe vor. Von unschätzbarem Werth waren mir daneben die fast vollständig erhaltenen Briefe Gerhards an seine Eltern, welche mir von seinen Schwestern vertrauensvoll übergeben und durch Aufzeichnung ihrer Erinnerungen ergänzt und erläutert wurden.

[2] Dav. Gotfr. Gerhards Leben, von ihm selbst beschrieben. Bresl. 1812.

sein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum als Inspector der Breslauischen Kirchen und Schulen. Bei seinen theologischen Studien in Halle war er mit dem gleichalterigen Joh. Aug. Nösselt[1] (geb. 1734 gest. 1807) befreundet worden, und eine theologische Fragen wie Familienangelegenheiten betreffende Correspondenz erhielt beide in fortdauernder Verbindung. Als Gerhard seinen Sohn Joh. Dav. Friedrich (geb. 19. Dec. 1768) Ostern 1786 auf die Universität Halle zum Studium der Jurisprudenz entsandte[2], fand dieser im Nösseltschen Hause seine Wohnung und brachte, als Muster von Fleiss und Solidität gerühmt, zwei Jahre im engsten Verkehr mit der trefflichen Familie zu. Eine Warnung seines Vaters, der ihm zwar „den Umgang mit honetten Frauenzimmern in ansehnlichen Häusern" nicht wehren wollte, „weil solcher zur Bildung eines Jünglings viel beitragen könne", wiewohl dazu in Halle nicht viel Gelegenheit sei, aber ihn ermahnte „nicht unvermerkt in seinem noch unerfahrenen Herzen eine geheime Neigung entstehen zu lassen" — diese Warnung war vergeblich gewesen. Sein Interesse für die zweite, erst zwölfjährige Tochter Nösselts Sophie (geb. 15. Febr. 1776) wurde so lebhaft und innig, dass er beim Scheiden im Herbst 1788 der Mutter seine Neigung gestand. Diese versprach ihm ihren Schutz und Beistand; sie hatte zu dem jungen Manne ein so festes Vertrauen gefasst, dass sie auf ihrem Todbette (März 1793) der Tochter den Wunsch ans Herz legte, Gerhard ihre Hand zu geben. Dadurch wurde diese bestimmt die Bewerbung eines reichen und liebenswürdigen Liefländers, dem sie bei einem längeren Besuch in Jena im Griesbachschen Hause eine tiefe Leidenschaft eingeflösst hatte, zurückzuweisen[3] und folgte dem als Regierungsrath angestellten Gerhard nach der am 3. Dec. 1794 vollzogenen

---

[1] Leben, Charakter und Verdienste D. A. Nösselts von A. H. Niemeyer. Halle 1809.

[2] Vor mir liegt die „Wohlgemeinte väterliche Instruction für meinen ältesten Sohn Joh. Dav. Fr. Gerhard bei seiner vorhabenden Abreise auf die Hallische Universität zur möglichsten Erweckung und Befestigung seiner Seele auf den guten Wegen des Fleisses, der Tugend und wahren Gottseligkeit aus vollem Hertzen aufgesetzt d. 26. April 1786", ein wohl ausgearbeiteter, streng disponirter, mit Bibelsprüchen reichlich durchflochtener kleiner Tractat, den er dem Sohne wenigstens alle Woche einmal durchzulesen anempfahl. Später wurde sie Eduard mitgetheilt, als dieser in Berlin studirte.

[3] Im Jahr 1813 kam der Verschmähte als Staatsrath im Gefolge des Kaisers Alexander nach Breslau und überzeugte sich von dem häuslichen Glück der einst geliebten Frau. Er erklärte sich bereit, Gerhard eine glänzende Stellung im russischen Staatsdienst zu verschaffen und, da er kinderlos war, Eduard zu sich zu nehmen und zu adoptiren; was natürlich dankbar abgelehnt wurde.

Vermählung nach Posen[1]. Inmitten des geistigen Verkehrs der blühenden Universität, durch den Vater mit seinen berühmten Freunden Gleim, Jerusalem, Ebert u. a. bekannt, hatte sie, lebhaften Geistes und leicht erregten Gefühls, Interesse für Litteratur und Kunst gewonnen; in Jena war sie namentlich mit dem Schillerschen Kreise in nahe Berührung gekommen. In der Einöde Posens, wie es damals war, bot ihr nur das innige Zusammenleben mit dem geliebten Manne, der durch Poesie und die von beiden mit Vorliebe geübte Musik, dasselbe zu schmücken bestrebt war, Ersatz für das, was sie daheim zurückliess.

In Posen ist Friedrich Wilhelm Eduard Gerhard am 29. Nov. 1795 geboren; allein schon im Jahr 1797 wurde der Vater nach Brieg versetzt[2]. Von hier aus unternahmen sie 1797 eine Reise nach Halle zum Grossvater Nösselt[3], der 1799 seinen Kindern diesen Besuch erwiederte[4]; im Jahre 1800 erfolgte Gerhard's Versetzung als Oberamts- und Oberconsistorialrath (später Oberlandesgerichtsrath) nach Breslau[5]. Eduard[6] wuchs in streng kirchlicher Zucht des elterlichen und grosselterlichen Hauses heran, zweimaliger Besuch der Kirche am Sonntag war Regel, und zu seinen ersten Gedächtnissübungen gehörten die Sonntagstexte, welche er bei seinem Vater lernte; den ersten Unterricht übernahm die Mutter, dann eine Mädchenschule. Lernen und Spielen theilte er mit seinem zärtlich geliebten, ungewöhnlich begabten jüngeren Bruder Karl (geb. 1797). Bei einem Besuch beim Grossvater in Halle im Sommer 1803 besuchten sie die Schule von Manitius, und Eduard konnte dem Vater berichten: „Ich werde im Lateinischen bald in die erste Abtheilung kommen, denn ich bin schon so weit, dass ich audio ganz genau kann, im Französischen bin ich auch der erste in der zweiten Abtheilung. Im Rechnen kann ich schon die Grundsätze von den Brüchen.“ Zum Beweis seiner geographischen Studien schickte er eine selbst gefertigte illuminirte Karte von Pommern. Einen schweren Schlag versetzte dem bis dahin ungetrübten Glück der

[1] D. G. Gerhards Leben S. 97 ff.

[2] D. G. Gerhards Leben S. 99.

[3] Am Abend ehe sie das elterliche Haus wieder verliessen, ertrank der jüngere Sohn Nösselts beim Baden in der Saale. Niemeyer Nösselt I S. 121. II S. 258.

[4] Niemeyer Nösselt I S. 63.

[5] D. G. Gerhards Leben S. 105.

[6] Gerhard hat 1866 in Norderney angefangen biographische Erinnerungen zu dictiren, die leider nur bis zur Universitätszeit gehen. Dieses schöne Bruchstück ist, wie seine bei der Promotion eingereichte Vita, im Anhang mitgetheilt. Einen gedrängten „litterarischenLebenslauf“ gab er im archäol. Anzeiger 1866 S. 97 ff.

Familie Karls am 12. Oct. 1805 durch ein hitziges Nervenfieber erfolgter Tod. Um der tief gebeugten Mutter, die diesen Verlust nie wieder ganz verwinden konnte und dann mit verdoppelter Aengstlichkeit über dem ihr gebliebenen Sohn wachte, einigen Trost zu gewähren[1], liess ihr Mann sie mit Eduard und der kleinen Schwester Agnes im Sommer 1806 wieder zu ihrem Vater nach Halle reisen. Hier ging sie schweren Zeiten entgegen. Wenige Tage nach ihrer Anfang October erfolgten Entbindung wurde Halle von den Franzosen besetzt, flüchtige Preussen und plündernde Feinde drangen in ihre Wochenstube ein. Im December wurde ihr Mann, welcher ihr nachgekommen war, um sie nach Hause zu geleiten, durch sein Amt nach Breslau zurückgerufen, wo er die schwere Belagerungszeit mit durchzumachen hatte, und musste sie unter so misslichen Verhältnissen zurücklassen[2]. Im Januar 1806 starb der jüngst geborene Knabe Julius, im März ihr Vater, zu tief getroffen durch die Auflösung der Universität und aller altgewohnten Verhältnisse[3]. Im Mai kehrte die Mutter mit Eduard, der ein fleissiger Schüler des Pädagogiums gewesen war, und Agnes nach Breslau zu ihrem Mann zurück[4], begleitet von ihrer ältesten Schwester Auguste, welche, nachdem sie dem Vater treu zur Seite gestanden hatte, nun der Gerhardschen Familie bis zu ihrem Tode (1837) angehörig blieb.

Eduard bezog nun am 30. Juni 1807 das Elisabetanum, wo er in die zweite Ordnung aufgenommen[5], und Michaelis 1808 nach Prima versetzt wurde, in der er allmählich bis zum Primus aufrückte. Bei der Osterprüfung 1810 wünschte er den abgehenden Commilitonen Glück, sehr bezeichnend in einer Rede *„über die nothwendige Ignoranz eines Studirenden“*; bei seinem eigenen Abgang von der Schule Ostern 1812 hielt er die Abschiedsrede, wiederum sehr charakteristisch *„über das Selbstlob der homerischen Helden“*, in griechischer Sprache. Er hatte sich bei Schneider Saxo durch Mittheilung des von ihm erkauften Spaldingschen Handexemplars des griechischen Wörterbuchs so insinuirt, dass der alte Herr dieses specimen mit ihm durchging. Unermüdliche Uebungen im Recitiren musste Schwester Agnes mit ihm theilen, seit

---

[1] D. G. Gerhards Leben S. 114 f. Einen liebevollen Trostbrief Nösselts an seine Tochter theilt Niemeyer II S. 260 mit.

[2] D. G. Gerhards Leben S. 117 f. 120.

[3] Niemeyer Nösselt I S. 67.

[4] D. G. Gerhards Leben S. 127.

[5] Unter einem Gedichte, welches die Zuhörer der zweiten Ordnung ihrem würdigen Lehrer Hrn. Prof. Etzler als einen Beweis reiner Liebe an seinem Geburtstag den 28. Nov. 1807 widmeten, ist Gerhard und unter anderen Wernicke aus Breslau aufgeführt.

dem Tode des Bruders seine treue Genossin, an der er auch seinen Eifer im Repetiren ausliess, so dass er sie nicht einmal mit dem Hebräischen verschonte. Er war musterhaft fleissig, weit über die Aufgaben und Anforderungen der Schule hinaus; früh entwickelten sich in ihm die Anlagen und Neigungen des Büchergelehrten. Seine Muster waren die „grossen batavischen Philologen", Hemsterhuis und Ruhnkens Biographien wurden eifrig studirt, nach der dort angegebenen Methode eine umfassende Lecture der Classiker begonnen und mit dem emsigsten Fleiss in weitschichtigen, wohlgeordneten Adversarien hauptsächlich sprachliche und stilistische Collectaneen aufgespeichert. Sein Eifer für Gelehrtengeschichte und Bibliographie war so gross, dass er allen Ernstes eine Fortsetzung von Jöchers Gelehrtenlexicon unternahm und mit der Wärterin seiner Mutter einen Vertrag schloss, ihn jeden Morgen um 3 Uhr zu wecken; endlich wurde er ertappt, wie er die Lichtstümpfchen für seine Lucubrationen bei Seite brachte. Genosse und Förderer dieser Studien war sein Schulkamerad Fr. Aug. Ed. Wernicke (geb. 1794). Der Vater desselben, Advocat in Breslau, war schon 1804 gestorben und hatte die Erziehung der Kinder seiner nicht bemittelten Wittwe überlassen. Frühzeitig zum strengsten, seiner Gesundheit nachtheiligen Fleiss angehalten, gab Wernicke eine gleiche Richtung auf gelehrte Philologie, mit noch entschiednerer Vorliebe für grammatische Beobachtung, schon als Knabe kund. Als derselbe im Frühjahr 1811 das Gymnasium verlassen hatte und nach Berlin gegangen war, wo er ein eifriger Zuhörer F. A. Wolfs und zu dessen näherem Verkehr zugelassen wurde, schrieben sich die jungen Freunde regelmässig. Merkwürdig ist in diesem Briefwechsel, der mit aller Sorgfalt und Prätention einer gelehrten Correspondenz geführt wurde, die steife Pedanterie in Inhalt und Form. Namentlich Wernickes Briefe lauten wie ungeschickte Uebersetzungen aus dem Lateinischen; erst kurz vor seinem Tode verliert sich diese auffällige Ungelenkheit, während Gerhard, nachdem er Breslau verlassen hatte, alle Steifheit des schriftlichen Ausdrucks rasch völlig abstreifte. Wernicke macht aus Wolfs Vorlesungen Mittheilungen, auch, was Gerhard am meisten am Herzen liegt, über Auswahl und Reihenfolge der zu lesenden Autoren und die zweckmässige Anlage von Adversarien; Gerhard berichtet dagegen aus seiner Lecture. Grossen Platz nehmen bibliographische Notizen ein, Büchertitel und Recensionen werden aufgezeichnet und besprochen, mit Vorliebe anonyme Recensenten aus ihrem Versteck gezogen, wobei Wernicke manchen Anonymus nach Wolfs Angaben enthüllen konnte. Gerhard hatte bei der Katalogisirung der grossväterlichen Bibliothek im Jahr 1808 eifrig geholfen, war auf der Gymnasialbibliothek unermüdlich thätig und suchte sich auch bei

der Ordnung der neuen Centralbibliothek nützlich zu machen. Mit dieser Neigung zur Bücherkenntniss war ein unersättlicher Hang zum Büchererwerb verbunden, die Mittel und den Raum, über welche er verfügen konnte, weit überschreitend. Verbote und Ermahnungen führten zwar thränenreiche Scenen herbei, halfen aber nichts; immer wieder erschienen grosse Bücherhaufen und unerschwingliche Rechnungen; bis die Privatersparnisse Eduards zum Schein dafür in Anspruch genommen wurden. Auch während der Universitätszeit und darüber hinaus standen seine Bücheranschaffungen mit seinen Mitteln nicht im rechten Verhältniss und hielten seine Finanzen in unbequemer Unordnung. Die italienische Reise machte auch hierin einen Abschluss. Die Bücherliebhaberei blieb freilich; noch in späteren Jahren, als er hierin, wie überhaupt, strenge Disciplin hielt, gestand er, dass schon die Musterung einer wohlgepflegten philologischen Bibliothek ihm einen besonderen Genuss gewähre. Aber auch die Methode seines jugendlichen Studirens hat dauernden Einfluss auf ihn behalten. Bis zuletzt hielt er fest an regelmässiger, zusammenhängender Lecture der Classiker und neuerer Arbeiten, theils nach allgemeinen Gesichtspunkten, theils für besondere Untersuchungen, und zwar stets mit der Feder in der Hand. Sorgfältige Excerpte wurden entweder in sachlich geordnete Adversarien eingetragen oder vergegenwärtigten in kurzen Andeutungen den Inhalt des gelesenen Buchs. Diese Studienweise gab er auch dann nicht auf, als er selbst zu lesen und zu schreiben verhindert war, und nur diese Sammlungen, deren Gebrauch ihm strenge Ordnung und sein vorzügliches Gedächtniss erleichterten, erklären es, wie er unter so eigenthümlichen Hindernissen seine Arbeiten so fortsetzen und vollenden konnte. Denn unverkennbar bleibt auch der Einfluss der „grossen batavischen Philologen“. Gerhard legte fortdauernd Werth auf genaue und vollständige Angabe der Quellen, wie auf reichliche litterarische Nachweisungen, und er liess es sich angelegen sein, diese Beigaben der Erudition, wie er sie gern nannte, auch durch die äusserliche Anordnung bequem und praktisch einzurichten.

Die philologischen Interessen nahmen Gerhard auf der Schule fast ausschliesslich in Anspruch. Seine Fortschritte im Klavierspiel waren mässig, die Erfolge des Tanzunterrichts ganz unbefriedigend, und wenn er, und zwar nur in Folge mütterlicher Anweisungen, an den geselligen Zusammenkünften der jugendlichen Mitglieder des näheren Familien- und Freundeskreises Theil nahm, so geschah es mit Seufzen und Missvergnügen. Sein zurückhaltendes Wesen, sein oft spöttisches Abweisen von Sachen und Personen, die ihm nicht genehm waren, machten seinen Eltern wegen einseitiger Verstandesbildung Sorge, und noch am Tage vor seiner Confirmation legte seine Mutter ihm in einem ausführlichen

Schreiben (20. Mai 1810) mit warmer Beredsamkeit unter Verweisung auf seine beiden Grossväter ans Herz, wie wissenschaftliche Bildung allein ohne Gemüth und echte Religiosität dem Leben die wahre Bedeutung nicht zu geben vermöge[1].

Am 30. März 1812 wurde Gerhard unter dem ersten Rector der Viadrina Berends immatriculirt und von Augusti als Decan in die theologische Facultät aufgenommen. So wünschte es der Vater, der auf Philologie nicht viel gab, und dem die philologische Laufbahn wenig zu versprechen schien, wie er denn nie ganz mit den Studien des Sohnes einverstanden war und später auch die archäologische Wendung derselben, die ihm als praktischen Juristen ganz fern lag, nur mit zweifelhaften Blicken ansah. Am liebsten hätte er ihn für die diplomatische Laufbahn bestimmt; so hielt er die auch durch die Familientradition begünstigte Theologie für sicherer. Gerhards Studien aber waren und blieben trotz der Facultätsinscription die philologischen. Eine Unterbrechung brachten ihnen während des Sommers 1813 die Kriegsläufte. So sehr Gerhard auch wünschte, dem Aufrufe folgend unter die Waffen zu treten, so war doch bei der schwächlichen Gesundheit des rasch aufgewachsenen Jünglings daran nicht zu denken. Als der Vater den Auftrag erhielt, die Kassen nach der Festung Neisse in Sicherheit zu bringen, begleitete die Familie ihn dahin (26. Mai) und begab sich, als Neisse in Belagerungszustand erklärt wurde, nach dem drei Meilen entfernten Städtchen Zuckmantl in Oesterr. Schlesien. Der kleine mit Flüchtlingen überfüllte Ort bot äusserst mangelhafte Wohnung und Verpflegung, keine regelmässigen politischen Nachrichten, keinen gebildeten Umgang, keine litterarischen Hülfsmittel ausser den mitgebrachten wenigen Classikern, nicht einmal immer genügendes Schreibmaterial dar. So wurde dieser Aufenthalt für Gerhard eine harte Geduldsprobe; auch die schöne Umgebung, die zu häufigen Excursionen veranlasste, konnte sein philologisches Gewissen nicht völlig beruhigen. In Breslau hatte er zwar nicht viel versäumt, Heindorf, auf den er vorzugsweise angewiesen war, musste, durch die politische Aufregung und Unruhe sehr gestört und

[1] Noch später schrieb er dem Vater (19. Aug. 1813), er fürchte den oft geäusserten Vorwurf des Mangels an Theilnahme für alles, was nicht grade ihn selbst anginge. Er meinte zwar, Mangel an Theilnahme für einen grossen Theil der näheren und entfernteren Umgebung sei einem zu verzeihen, der durch seine erwählte Beschäftigung reichliche Entschädigung fände für das, was ihm etwa dort abgehen möchte; zumal da er, dessen Wahlspruch sei „sich vom Halben zu entwöhnen", nichts halb thun und nichts Halbes werden wolle, was in seiner Wissenschaft, wie er mit Zuversicht behaupten könne, schwerer sei als in anderen.

angegriffen, nach Reinerz ins Bad gehen. Der alte Schneider, der selbst auf seine Vorlesungen wenig Gewicht legte, in denen doch namentlich manches Sachliche zu lernen war, las im Seminar Ciceros Brutus und veranlasste dabei zu litterarhistorischen Arbeiten[1]. Heindorf las nur exegetische Vorlesungen über griechische und lateinische Schriftsteller, in denen er den Standpunkt festhielt, dass er künftige Gymnasiallehrer heranzubilden habe, und vorzugsweise auf sorgfältige grammatische Erklärung ausging; auch im Sommer verfolgte er dieselbe Richtung. Er verfuhr dabei weder unlebendig noch geistlos, seine Vorlesungen, die auch von älteren Männern besucht wurden[2], fanden bei den fähigeren Zuhörern dauerndes Interesse[3]. Auch Gerhard verkannte später nicht, dass ihm durch Heindorf allein eigentlich wissenschaftliche Anregung geboten wurde[4], aber genügen konnte ihm die einseitige Unterweisung nicht, zumal nach einer Richtung, die er aus eigenem Antrieb schon eifrig verfolgt hatte. Allein Disciplinen, die ihm höchst nothwendig waren, wie auch sein Vater ihm auf seine Klagen zugestand, Antiquitäten, Litteraturgeschichte, Encyclopädie, kamen gar nicht vor, und seine Missstimmung wurde dadurch noch genährt, dass sein Freund Wernicke ihm alle diese Herrlichkeiten in Berlin zeigte. Die Abneigung der Eltern, den Sohn von sich zu geben, wurde dann durch ein an sich unerfreuliches Ereigniss besiegt. Heindorf las in seinem Hause, bei ziemlicher Kälte in einem schlecht geheizten Zimmer. Da fanden die Zuhörer eines Tages an der Thür des Auditoriums ein Epigramm angeschlagen, in welchem sie

---

[1] Eine Seminararbeit Gerhards *de L. Caelio Antipatro et de Sileno historico graeco* (4. Mai 1813), zum Theil nach Schneiders Anweisung umgearbeitet (1. Nov. 1813), hat einen sehr gelehrten Zuschnitt und konnte es mit mancher Doctordissertation aufnehmen. Auch eine für den Vater zum Weihnachten 1812 geschriebene Abhandlung behandelt auf Anlass von Ciceros Brutus gelehrt und kritisch Fragen aus der römischen Litteraturgeschichte. Solche Arbeiten fehlten nicht auf dem Weihnachtstische des Vaters; eine frühere aus der Knabenzeit handelt *„über das Glück der erstgeborne Sohn zu sein"*.

[2] Fr. v. Raumer Lebenserinnerungen I S. 247.

[3] Ed. Müller biogr. Erinn. an Otfr. Müller (vor dessen Kl. Schr. I S. XII f.).

[4] Es war nicht ohne Einwirkung der persönlichen Verstimmung, wenn er seinem Vater von Berlin schrieb (5. Juni 1814): „Bei Schneider lernte ich Sachkenntniss und historische Notizen, bei Heindorf hörte ich kleine Sprachbemerkungen ohne Rücksicht auf den Geist der Sprache vorgetragen, ohne philologischen Geist, der bei solchen Sachen doch das Hauptstück ist, ausgemittelt; und in nicht wenig anmassendem Ton wurden jene Sächelchen vorgebracht als entnommen aus den tiefsten Tiefen der Philologie. Gewiss hast Du immer die Sache genauer erkannt, wenn Du von dieser Philologie nicht viel halten wolltest."

aufgefordert wurden, zur Erwärmung jeder sein Stück Holz mitzubringen. Der schwindsüchtige, im höchsten Grade reizbare Heindorf sah in dem unbesonnen übermüthigen Streich überlegte Bosheit, und da ihm Gerhard als Urheber von einem Commilitonen — den dafür der Verruf traf — denuncirt wurde, brachte er die Sache zur Anzeige und Gerhard erhielt vor dem akademischen Senat einen Verweis. Damit aber und mit der schlechten Behandlung, welche er Gerhard fortan widerfahren liess, nicht zufrieden, war Heindorf kleinlich genug, in Berlin durch Briefe und bei seinem Aufenthalt im Jahr 1815 durch Erzählungen die Begebenheit in der gehässigsten Weise darzustellen und Gerhard dadurch einen schweren Stand zu bereiten. Bei Böckh, der ausdrücklich aufgefordert wurde, Gerhard nicht ins Seminar aufzunehmen, gelang es bald, den ungünstigen Eindruck zu überwinden, mit Buttmann und Schleiermacher wurde ein persönlich gutes Verhältniss dadurch unmöglich gemacht. Auch in höheren Kreisen behauptete sich der Klatsch, nach mehreren Jahren noch musste Gerhard bei Süvern und anderen Staatsräthen über die bereitwillig als Uebereilung zugestandene Jugendsünde sich ausweisen.

Den Vater, der nicht verkennen konnte, dass der Sohn mit Recht unbefriedigt war, mochte die nunmehr unerträglich gewordene Stellung desselben mehr als die von diesem eröffnete Aussicht, dass man in Berlin die Bücher geliehen bekommen könne, die man in Breslau nothwendig kaufen müsse, geneigt machen, ihn nach Berlin ziehen zu lassen. Den Ausschlag gab ein Gedicht desselben zu des Vaters Geburtstag (19. Dec. 1813). Die Neigung und Leichtigkeit sich in Versen auszusprechen war Gerhard vom Grossvater und Vater her angeboren, er befriedigte dadurch ein inneres Bedürfniss. In jüngeren Jahren suchte er in Stunden tiefer Aufregung und innerer Bedrängniss, die er nicht leicht vor Anderen laut werden liess, die Einsamkeit, am liebsten im Freien, um die stürmische Empfindung in Verse zu fassen, welche später flüchtig aufgeschrieben, aber Niemand mitgetheilt, bald in sentimentaler Erregung, bald in sarkastischer Bitterkeit aussprachen, was sein Herz bewegte. In heiteren Augenblicken liebte er es, an Geschwister und Befreundete oft lange Briefe in Knittelversen zu richten, in denen er seiner humoristischen Laune und der Lust am Necken die Zügel schiessen liess. Auch später auf seinen Pilgerfahrten erweckten bedeutende Momente und Situationen in ihm eine poetische Stimmung, welche in sorgfältig ausgearbeiteten Gedichten, meistens symbolischen Charakters, ihren Ausdruck fand, die sich an nahe Stehende zu richten pflegten und in diesen Kreisen nun auch mitgetheilt wurden. Und bis zuletzt fanden ihn festliche oder sonst bedeutsame Anlässe in der Familie oder bei Freunden stets zu ernsten oder heiteren poetischen Spenden bereit; Geschenke,

durch welche er auf feine Weise Freude zu machen wusste, waren in der Regel von sinnigen Versen begleitet.

In jenem Gedichte sprach er dem Vater sein Streben und seine Wünsche, und wie sehr sie mit der ihn umgebenden Wirklichkeit im Widerspruch standen, offen und herzlich aus. Nach den glücklichen Jahren der Kindheit sei seine Seele von dem Streben nach dem Höchsten erfüllt worden,

Und ich floh der Jugend Tänze,
warf die Festeskleider hin.
Denn des Ruhmes heil'ge Kränze
fesselten den stolzen Sinn.
Von des Lebens Gütern allen
ist der Ruhm das höchste doch.
Ist der Leib in Staub zerfallen,
lebt der grosse Name noch.

Jahre sind dahin gegangen,
eilig rollt das Rad der Zeit;
Noch mit glühendem Verlangen
such ich, was mir keiner beut.
Zu des Berges lichten Höhen
klimmt' ich gern den Felsenweg.
Keinen Führer kann ich sehen,
Tiefen seh ich, keinen Steg.

An der Oder seichtem Strande
kann das Schöne nicht erblühn.
Immer nur nach fernem Lande
streb' ich unablässig hin.
Armes Herz! dahin geschwunden
ist des Jünglings Wonnetraum.
Traur'ge Jahre, Tage, Stunden
leb ich — ach, ich lebe kaum!

Soll die Klage nimmer schwinden,
schnell das Leben mir verblühn,
O so nehmt was ihr zu finden,
hohe Götter, mir verliehn!
Nehmt des Geistes freies Streben,
nehmt ihm jede gute Kraft!
Zieht mich in das wilde Leben,
das dem Pöbel Freude schafft!

Doch an dem festlichen Tage sollen seine Klagen schweigen, nur seine Wünsche für den Vater laut werden; und zum Schluss heisst es dann

Dass so fröhlich denn sich ende,
wie du es beginnst, das Jahr.
Sieh! in deine Vaterhände
leg ich meine Wünsche dar.
Habe väterliche Blicke,
lieber Vater, auch für mich!
Stosse nicht dies Herz zurücke,
ach, es sehnt nach Liebe sich.

Mit der glücklich errungenen Zustimmung seiner Eltern trat Gerhard Anfang April, nachdem Tags zuvor die Nachricht von dem Einzug der Preussen in Paris angelangt war, in Begleitung eines treuen Freundes und Studiengenossen die Reise nach Berlin an[1]. Moriz Herm. Ed. Meier (geb. 1796) war, nachdem er das Gymnasium in seiner Vaterstadt Glogau absolvirt und noch ein Jahr die Prima des Gymnasiums zum grauen Kloster in Berlin besucht hatte, Ostern 1813 als Philolog in Breslau inscribirt worden. Er wurde bald mit Gerhard bekannt und gleicher wissenschaftlicher Eifer führte rasch zu gemeinsamen Studien in täglichem Verkehr; auch Heindorfs Ungunst theilten die beiden Freunde, wiewohl sie entschieden unter seinen Zuhörern die waren, an deren Streben und Leistungen er die meiste Freude hätte haben können. In Berlin stellten sie ihre Freundschaft auf die gefährliche Probe des Zusammenwohnens. Wiewohl aufrichtige Begeisterung für ihre Wissenschaft, die sie mit schwärmerischer Idealität auffassten, strenge Anforderungen an ihre Arbeitskraft und ihre Gesinnung, Herzensgüte und jugendliche Zuneigung sie fest mit einander verbanden, waren doch die Verschiedenheiten ihrer Naturen und Gewohnheiten so gross, dass sie nicht immer als wünschenswerthe gegenseitige Ergänzung wohlthätig wirkten. Gerhard war durch Feinheit und Eigenthümlichkeit der geistigen Anlage, durch Raschheit und Formgewandtheit entschieden der überlegene; er fühlte diese Ueberlegenheit und machte sie nicht immer schonend gelten. Meier war auch von Herzen willig dieselbe anzuerkennen, es machte ihm aufrichtige Freude, den geliebten Freund zu bewundern und zur Geltung zu bringen; dabei war er zu jeder Aufopferung und Dienstleistung unermüdlich bereit, in den sich oft wiederholenden Verlegenheiten bei Geld- und Bücherangelegenheiten half er immer aus, wo es eine Besorgung und Mühwaltung zu übernehmen galt, war er stets bei der Hand. Diese Hingebung machte ihn nicht blind gegen die Schwächen des Freundes; mit ehrlichstem Freimuth mahnte und warnte er, wo er in wissenschaft-

[1] Otfr. Müller bezog um dieselbe Zeit die Universität in Breslau (Ed. Müller biogr. Erinn. S. XI) und ging von da Ostern 1816 nach Berlin, als Gerhard kurz vorher nach Breslau zurückgekommen war.

licher oder sittlicher Hinsicht nicht zustimmen konnte, und meistens mit richtigem Gefühl. Das nahm nun auch Gerhard, dem es Ernst mit sich und der Freundschaft war, in gleichem Sinn auf; aber Meier machte, wie ein leidenschaftlicher Liebhaber, Ansprüche an ihn, die ihm lästig wurden. Von Natur offenherzig, der Mittheilung bedürftig, sprach Meier sich über gemüthliche Angelegenheiten wie über seine Studien gern aus, das letzte um so lieber, als er langsam und mit Anstrengung arbeitend sich durch theilnehmendes Gespräch gefördert fühlte; gleiche Mittheilsamkeit nahm er als ein Pfand der Freundschaft in Anspruch. Gerhard dagegen, von Hause aus zurückhaltend, sprach auch über seine Studien nicht gern, um ungestört seinen eigenen Weg gehen zu können, und theilte lieber erst fertige Arbeiten mit. Dergleichen nahm nun Meier wie ein Attentat auf, und wenn er masslos heftig herauspolterte, machte Gerhards kühles Abweisen und ironisches Spotten die Sache nicht besser, so dass es schliesslich zu heftigen Auftritten kam, und es blieb nicht einmal immer dabei, dass „der eine den Büchern, der andere dem Mantel des anderen schädlich wurde". Um der stehenden Rubrik im Tagebuch „Zank mit Meier" ein Ende zu machen, entschlossen sie sich endlich (April 1815) gesondert zu wohnen; täglicher Verkehr mit den gewohnten Folgen dauerte fort, so lange beide zusammen in Berlin waren. So fest war aber diese Freundschaft in ihrem Gemüth gewurzelt, so wahr und ehrlich war die Gemeinsamkeit ihres wissenschaftlichen und sittlichen Strebens, dass ihre gegenseitige treue Anhänglichkeit später nie geschwankt hat. In den ersten Jahren nach der Trennung blieben sie durch mancherlei Anlässe eng verbunden; später, als verschiedene Lebensstellungen, verschiedene Aufgaben und Richtungen der Studien sie äusserlich mehr trennten, wurde doch das alte Verhältniss durch Briefwechsel und öfteres Zusammenkommen mit der alten Wärme und Herzlichkeit bis zu Meiers Tode (1851) lebendig erhalten, wobei die Erinnerungen an den Sturm und Drang der Berliner Studienzeit nur joviale Heiterkeit erregten.

Mit Wernicke war der Verkehr durch die ihm, um sich in Berlin halten zu können, auferlegten Beschäftigungen, besonders seitdem er Hauslehrer bei Uhden geworden war, äusserlich beschränkt, übrigens blieb das Verhältniss ununterbrochen ein innig freundschaftliches. Gerhard hatte vor Wernicke, dem fleissige Studien, scharfe Beobachtungsgabe auch bei seinen Lehrern als einem viel versprechenden Gelehrten Achtung erworben hatten, grossen Respect, und ohne Frage hat dieser auf Gerhards Studien in Berlin einen bestimmenden Einfluss geübt. Wernickes scharfes Urtheil und seine Neigung zu epigrammatischem Sarcasmus, gepflegt im Umgang mit Wolf und geschärft durch das allmählich sich

mehr und mehr entwickelnde Brustleiden, sagten Gerhard zu; er läugnete nicht, auch in dieser Beziehung von Wernicke gelernt zu haben. Von Abhängigkeit konnte übrigens dabei nicht die Rede sein, beide standen sich bei lebhafter gegenseitiger Anerkennung in einem vertrauensvollen, geistig angeregten Verkehr durchaus selbständig gegenüber.

Gerhards äussere Lage war zwar gesichert, legte ihm aber, wenn nicht Entbehrungen, doch Einschränkungen auf, so dass er die sich darbietenden Gelegenheiten, durch Unterrichtgeben und Corrigiren seine Existenz zu verbessern, nicht ungenutzt lassen durfte. Stipendien, schon in Breslau genossen, bildeten die Haupteinnahme; dazu kamen Zuschüsse vom Vater, die nicht regelmässig fixirt waren und nur auf detaillirte Rechnungsabgabe erfolgten, mitunter steuerten Mutter und Grossmutter ausserordentliche Goldstücke bei. Trotz der weiten Entfernung kamen mit Frachtfuhr und Schiffsgelegenheit nicht selten so reichliche Sendungen aus der mütterlichen Vorrathskammer, um durch häusliche Verpflegung der magern Berliner Kost nachzuhelfen, dass der Beistand der Freunde erforderlich, auch gern geleistet wurde. Auch ein ausser Gebrauch gekommenes Klavier wurde ihm auf seinen Wunsch nachgeschickt: er hatte sich in der letzten Zeit mit mehr Eifer im Klavierspiel geübt und hoffte darin eine zerstreuende und bildende Unterhaltung zu finden. Allein es kam doch nicht dazu, das Instrument wurde später fast unbenutzt wieder nach Breslau transportirt. Er fand in Berlin eine zahlreiche Vetternschaft vor, auch war ihm durch Empfehlungen von Breslau der Zutritt zu manchen befreundeten Familien eröffnet; indessen unterhielt er diesen Verkehr mehr aus Pflichtgefühl, das auch von Hause her wach gehalten wurde, als zu eigener Befriedigung. Diese Weise geselliger Unterhaltung behagte ihm nicht, das Gespräch schien ihm selten lohnend, an Kartenspiel und jeux d'esprit fand er kein Vergnügen, noch weniger am Tanzen. Zwar wurde noch ein Versuch mit einer Tanzstunde gemacht, aber sie brachte ihn zu dem Ultimatum „Ich bin verdorben zum Drehtanz." So war denn die Zeit seines Berliner Aufenthalts wesentlich durch das, was ihn nach Berlin geführt hatte, erfüllt, durch die bei grösseren Hülfsmitteln unter Anregung bedeutender Lehrer mit dem angestrengtesten Fleiss und Eifer betriebenen Studien. Bücher, von der Bibliothek und von Freunden entliehen, waren stets in Massen in seiner Stube zusammengehäuft, Journale wurden in der grossen Leseanstalt von Kralowsky[1] regelmässig gelesen, vor allem die Vorlesungen, welche so schmerzlich empfundene Lücken ausfüllen sollten, mit Eifer besucht[2].

[1] Gubitz Erlebnisse I S. 94 f.

[2] Gerhard wurde unter Rudolphis Rectorat am 23. April 1814 von Solger als Decan ins Album der philosophischen Facultät eingetragen.

Eine Vorlesung, die den grössten Eindruck auf ihn machte, waren die gleich im Sommersemester 1814 angenommenen Institutionen bei Savigny. Vor dem Vater, der sich wunderte, dass er als Philolog das mit 2 Frd'or theuer bezahlte Colleg hörte, rechtfertigte er sich ausführlich. Einen besseren Docenten als Savigny werde man nicht finden, alles sei tief durchdacht und mit einer Klarheit ganz frei vorgetragen, die Bewunderung verdiene. Es sei ihm immer, als läse er bloss für Philologen und als spielten die Juristen, die vor ihm sässen, eine klägliche Rolle. „Allerdings will er praktische Juristen bilden, aber nach seinem Ideal; sie sollen nicht bloss den Buchstaben des Gesetzes anwenden können, sie sollen es auch verstehen. Da aber alles neuere positive Recht, es sei in einem Gesetzbuch dargestellt oder nicht, aus einer Mischung besteht von Gewohnheitsrecht in der Idee eines jeden Volks entstanden, und von römischem Recht, so müssen Juristen, um das diese Mischung darstellende, nicht willkührlich von oben her gegebene Gesetzbuch zu verstehen, die beiderseitigen Rechte in den verschiedenen Epochen ihrer Ausbildung in der Idee des Volks so gründlich als möglich kennen lernen. Da aber diese Ausbildung sich nur erkennen lässt, indem man das ganze Rechtsgebäude und jede einzelne Rechtslehre von ihrer Entstehung an bis zu ihrer Verfälschung verfolgt, so beschäftigen sich die Vorlesungen nicht bloss mit dem Justinianischen Recht, sondern es muss hauptsächlich die frühere Entwickelung des Rechts betrachtet werden; die Institutionen werden nur gebraucht, wenn am Ende der Geschichte jeder Lehre kurze Zeit bei der Justinianischen Zeit zu verweilen ist. So kann ich also, obgleich künftig nicht Jurist, doch diese Vorlesungen sehr wohl brauchen. Schlimm genug, dass so viele Philologen gar nichts wissen vom römischen Rechte und daher keinen römischen Schriftsteller gehörig verstehen können. So wenig ich glaube, dass viele der zuhörenden Juristen sich zu seinem Ideal erheben werden, so überzeuge ich mich immer mehr, dass eine solche historische Vorlesung durchaus für den Philologen gemacht ist, wenn er auch wirklich bei einer Einseitigkeit verharren sollte, die seinem Studium am wenigsten ziemt.“ Pandekten, die er sich auch zu hören vorgenommen hatte, las damals Savigny zu seinem Bedauern nicht.

F. A. Wolf las im Sommer 1814 nur ein Publicum über Aeschylus Eumeniden, wo er in der allgemeinen Einleitung über die Tragiker stecken blieb, da er schon im Juni ins Bad ging. Als Gerhard ihn um die angekündigten Privata mahnte, meinte Wolf, die Zeiten seien zwar vorbei, wo ihm 80 Zuhörer zu wenig gewesen wären, aber bei der grössten Neigung zum Lesen könne er es doch für den Augenblick nicht thun. Als er sich dann zur Badereise entschloss, für die er Geld brauchte, schlug er

Metrik an. Hoch erfreut grade diese Vorlesung zu hören, die ihm so sehr nöthig sei, meldete sich Gerhard; Wolf wiederholte ihm mehrmals nachdrücklich, es sei kein Publicum und ehe nicht 12 Goldfritze beisammen seien, fange er nicht an. Gerhard war gern bereit seinen letzten Friedrichsd'or daran zu wenden, aber die übrigen fanden sich nicht ein, und aus der Metrik wurde nichts. Im Wintersemester, wo die Universität ein ganz anderes Ansehen gewann und die zuströmenden Zuhörer alle Auditorien füllten, war Wolf ausserordentlich fleissig; er las vier Collegien, die Gerhard alle eifrig besuchte. „Die von ihm nach löblicher alter Sitte lateinisch gehaltene öffentliche Vorlesung über Bion und Moschus," schrieb er dem Vater (14. Nov. 1814) „in der es oft schwer hält Sitze zu bekommen, bringt freilich des Bekannten, namentlich mir [der eifrig betriebenen alexandrinischen Studien wegen] Bekannten soviel, dass es oft schwer hält, ein edles Weizenkorn zu holen; dennoch höre ich fleissig zu, theils um den Mann nicht zu kränken, der auf so etwas hält, theils des Geistes wegen, mit dem er alles, auch das Trivialste, zu behandeln und vorzutragen weiss. Ein Privatissimum über Aeschylus Agamemnon ist am wenigsten befriedigend, mir indess noch mehr als Anderen, weil ich eine in Breslau gehörte Erklärung vor Augen habe, in welcher durch banausische und geistlose Behandlung der herrliche, unter Heroen und Göttergestalten webende Dichter in gar niedrige, seiner unwürdige Sphäre herabgezogen wurde. Aber weit bedeutender sind die beiden übrigen Wolfschen Vorlesungen. Seine Encyclopädie und seine Erklärung des Cicero de officiis ist nicht mit Golde zu bezahlen. Dort der echte wissenschaftliche Geist, der zuerst würdige Ideen von der Wissenschaft uns mittheilt, sei es vom Ganzen oder vom Einzelnen; hier die heitere Behandlungsart, durch die unbedeutend scheinende Dinge hervorgehoben werden, und der scharfe, eindringende Geist der Kritik, der zeigt, wo es Noth thut, und wo alles Quälen und Zerren vergeblich ist. Diesen Vorlesungen verdanke ich sehr viel." Auch noch im Sommersemester 1815 hörte er bei Wolf Ilias, und da dieser es ihm so nahe legte, dass nicht gut auszuweichen war, auch Aristophanes. Nicht so wohl glückte es mit dem persönlichen Verkehr. Er besuchte zwar Wolf zum Thee und begleitete ihn auf Spatziergängen, aber zu einer recht freien Unterhaltung wollte es nicht kommen. „Eine gewisse Scheu habe ich besonders bei seinen Gesprächen über wissenschaftliche Gegenstände;" schrieb er (7. Jan. 1815) „Ideen, die ihn ganz erfüllen, will nur er darlegen, daher spricht er allein und lässt keine Zwischenrede, am wenigsten eine widersprechende aufkommen, der Zuhörer muss Zuhörer bleiben. Man möchte glauben, der Fluss der Rede werde nur darum nicht gehemmt, damit ja keine fremde Meinung sich erheben möchte.

Die von seinen Vorlesungen gewonnenen Eindrücke" fügt er hinzu „bleiben mir ungetrübt."

Im Sommer 1814 hörte er auch Aeschines über den Kranz bei Im. Bekker, der ihm „in grammatischen Dingen über alle ging" und „treffliche Sachen wörtlich aus seinen Heften ablas."

Den nachhaltigsten Einfluss aber gewann durch Vorlesungen und persönlichen Verkehr Böckh auf ihn. „Böckhs Colleg über griechische Antiquitäten ist ganz trefflich. Es will nicht viel sagen, wenn ich behaupte nicht zu wissen, wer in Göttingen oder in Breslau oder sonst wo ein solches Collegium lesen könnte" (14. Mai 1814). „Sein Plan umfasst weit mehr als die fragmentarischen Notizen, die sonst als Antiquitäten gegeben wurden; nichts ist ihm verhasster als alles ähnliche unphilosophische Treiben. Nur ist der Zuschnitt so gross gemacht, dass ich fürchte, er wird gegen das Ende seiner Vorlesungen gewaltig jagen müssen; es wäre zu bedauern, wenn jetzt weniger bedeutende Sachen auf Kosten wichtigerer zu weitläufig durchgenommen werden sollten" — (3. Juni 1814). Diese Befürchtung traf ein. Wiewohl Böckh in der letzten Zeit 12 Stunden wöchentlich statt 4 las, konnte er doch von fünf Abschnitten nur einen wirklich durchnehmen, von den übrigen musste eine Uebersicht genügen. Im Winter war eins der Hauptcollegien Böckhs die Metrik. „Hier ist der Mann Koryphäus, er hat seinen Gegenstand durchdrungen." Dazu kamen die Uebungen des philologischen Seminars, an deren Leitung seit dem Winter auch Buttmann Theil hatte. Es schien ihm freilich mit dem Seminar eine andere Sache als mit den Vorlesungen, aber doch war es ein ganz anderes Institut als das Breslauer. „Zwar pflegen die Interpretationsübungen mitunter langweilig zu werden, doch bloss mitunter und im Ganzen lernt man doch manches dabei. Eine andere Uebung wird jede Woche einmal gehalten, gewöhnlich Fragen über schwierige Gegenstände, die die Mitglieder sich vorlegen und über die oft lange und heftig gestritten wird, theils Abhandlungen die vorgelesen und besprochen werden." Dies Seminar besuchte Gerhard so lange er in Berlin war. Mit Böckh kam nun auch ein regelmässiger Verkehr zu Stande, der nicht nur wissenschaftlich anregte, sondern auch für litterarische Arbeiten und die künftige Lebensstellung förderlich zu werden versprach. Böckh war damals im vollen Zuge seiner grossen Arbeiten. Nachdem der Text des Pindar 1811 erschienen war, hatte er so eben die Bücher *de metris Pindari*, die für Gerhard ein Gegenstand des sorgfältigsten Studiums wurden, und die kritischen Anmerkungen abgeschlossen — das Nachwort ist vom 16. Mai 1814 datirt. Er war eifrig mit der Ausarbeitung des Staatshaushalts der Athener beschäftigt und tief in den Vorarbeiten zu der eng damit zusammenhängenden Sammlung der griechischen Inschriften.

Der belebende Hauch einer solchen geistigen Thätigkeit durchdrang auch den Verkehr mit den Schülern, die selbst zu unmittelbarer Theilnahme herangezogen wurden. Die Inschriften verlangten vielfache, zwar zum Theil mechanische, aber doch nur von kundigen Arbeitern auszuführende Hülfeleistung; für diese wurde Gerhard bestimmt in Aussicht genommen. Beim Pindar aber wünschte Böckh, um für die neuen Arbeiten Zeit zu gewinnen, eine Theilung der Arbeit. Am 8. März 1815 machte er Gerhard den Vorschlag die Bearbeitung der Scholien zu übernehmen. Er überliess ihm den bereits gesammelten Apparat und erklärte sich bereit dafür zu sorgen, dass von Göttingen und anderswoher wichtige Handschriften zur Vergleichung herbeigeschafft — eine der bedeutendsten war in Breslau —, und der mit dem Verleger abgeschlossene Contract auf Gerhard übertragen würde. Gerhard ging gern an eine Arbeit, die wissenschaftlich fördernd und durch die Gemeinschaft mit dem berühmten Meister ehrenvoll, auch für die nächste Zeit eine lohnende Thätigkeit versprach. Er machte sich also mit Eifer zunächst an die genaue Vergleichung der Handschriften, eine Arbeit, die sehr nachtheilig auf seine Augen wirkte und das Leiden, über welches die ersten Klagen im Juni 1815 laut werden, vielleicht nicht hervorrief, aber jedenfalls in einer Weise begünstigte, dass der unglückliche Verlauf desselben wesentlich auf diese so zur Unzeit den Augen zugemuthete Ueberanstrengung zurückzuführen ist. Er wurde dadurch gezwungen von der eigentlichen Bearbeitung abzustehen und seine Vorarbeiten Böckh zurückzugeben, der sie dann zum Abschluss brachte[1]. Ein etwas späterer Vorschlag Böckhs, Gerhard möge auch die Bearbeitung des erklärenden Commentars übernehmen, indem er sich anheischig machte, Dissen, der sich zur Theilnahme bereit erklärt hatte, zum Abtreten seines Antheils zu bestimmen, konnte unter den traurigen Umständen kaum in ernstliche Erwägung gezogen werden; er zeigt, was Böckh von Gerhard hielt und was er von ihm erwartete.

Die Herbstferien hatte Gerhard zu einem Besuche bei dem mit der jüngsten Schwester seiner Mutter in Teicha bei Halle verheiratheten Prediger Leiste verwendet. Ausser dem gemüthlich wohlthuenden Auf-

[1] In der vom 10. Nov. 1818 datirten Vorrede sagt Böckh: *Scholia quum initio sperassem Eduardum Gerhardum, meum olim auditorem, virum doctum et ingeniosum, qui haud exiguam in iis operam collocaverat, esse recensiturum: quod is mox tristi et miseranda luminum valetudine laborare coepit, copiis, quas ille tanta industria sollertiaque collegerat, mecum liberaliter communicatis ipse me ad absolvendam rem accinxi; quodque illius maxime nomine eruditis tradere cupiveram commune opus iam meo nomine coactus sum in lucem emittere.* Das für die Bearbeitung der Scholien bedungene Honorar fiel zur Hälfte Gerhard zu.

enthalt in der Familie wurden die weiter gehenden Reisepläne durch schlechtes Wetter und anderes Missgeschick gestört. In Halle, wo er mit Bedauern Haus und Garten des Grossvaters vernachlässigt fand, suchte er Niemeyer und Schütz auf, der ihm als ein sehr angenehmer Gesellschafter erschien, der zu erzählen wisse. In Jena ward er von der Kirchenräthin Griesbach freundlich aufgenommen. „Ich besuchte ausserdem den Hofr. Eichstädt," berichtet er dem Vater (15. Sept. 1814), „nicht sowohl weil ich dies grosse Thier zu gebrauchen gedachte, als weil ich neugierig war ihn kennen zu lernen. Man sieht dem Manne die Impertinenz nicht eben an, höchstens einen gewissen Grad Dummheit und Kriecherei; ein sehr nichtssagendes Gesicht. Doch befand ich mich auf ein Stündchen dort recht wohl; der Mann wusste zu erzählen." In Weimar waren die grossen Leute für ihn nicht sichtbar. Aus Versehen, in der Meinung zum Bibliothekar zu kommen, suchte er Hand auf, „einen deus minorum gentium, was er selbst nicht glaubt. Da nun der Mann sich zwar freute von mir als eine Merkwürdigkeit Weimars aufgesucht zu werden, aber auch als solche geehrt sein wollte, so hatte ich wenig Lust ihm den Gefallen zu thun und suchte bald die Thür." In Gotha verfehlte er Jacobs.

Da es ursprünglich nur auf ein jähriges Studium in Berlin abgesehen war, suchte er bald nach seiner Rückkehr von der Ferienreise die Nothwendigkeit eines längeren Aufenthaltes seinem Vater darzuthun. „Wie viel weiter würde ich sein, müsste ich nicht zwei ganze Jahre bereuen, in denen eine geistlose und handwerksmässige Methode die Alten durch Interpretation zu schänden, die sich für Philologie ausgab, mich fast bis zuletzt auf falschem Wege fortführte, so dass, da ich durch jenes Orakel der Afterpropheten getäuscht auch Deiner Erinnerung zu wenig folgte und andere leichter dort zu treibende Studien vernachlässigte, mir nichts übrig bleibt als Abscheu vor jenem Treiben und der vergebliche Wunsch die schlecht durchlaufene Bahn noch einmal beginnen zu können. Was mir am meisten Noth that, wissenschaftliche philologische Vorlesungen zu hören, war dort nicht möglich; daher es denn kommt, dass, nachdem ich in Berlin vier treffliche Collegia von der Art besucht habe oder besuche, so grosse Lücken mir noch auszufüllen übrig bleiben. Ich will nicht von den Pandecten reden, die billig jeder Philolog bei dem trefflichen Savigny hören sollte; aber wie könnte ich bestehen ohne Kenntnisse von alter Kunst, ohne Geschichte der Philosophie, Mythologie, Litteraturhistorie u. a., was nur hier gelehrt werden kann? Mir ist in der That schrecklich zu Muthe, wenn ich mir alle diese Lücken vorhalte, einsehe, wie unmöglich es ist sobald sie auszufüllen, und dann wiederum die grossen Schwierigkeiten bedenke, die einer langen Fortdauer meiner

Studien im Wege stehen. Ohne noch künftigen Sommer einige Vorlesungen hier gehört zu haben, ist es mir nicht möglich an Abgang von der Universität zu denken. Froh werde ich sein, wenn ich die hauptsächlichsten philologischen Collegia gehört habe, andere von mir nicht zu vernachlässigende Kenntnisse werden mit der Zeit auch noch getrieben werden. In Breslau noch einmal als Student eine Vorlesung zu hören, daran denke ich nicht. Unter den Verhältnissen, die ich dort zu erwarten habe, ist es mir unmöglich in einer solchen Gestalt zurückzukehren, dass mir mancher dort viel, anderswo wenig geltende Mann thun und sagen dürfte, was ihm beliebte. Und das würde nicht zu vermeiden sein, wenn ich nicht vorher promovirt hätte und zwar nur hier, wo dergleichen mehr Ehre bringt als anderswo, wo es mir als Seminaristen weniger Kosten macht als anderswo, wo mir nicht Kabalen und Chikanen im Wege stehen, wie anderswo" (14. Nov. 1814). Es fanden sich dann auch Mittel, besonders durch eifrigeres Stundengeben, den Aufenthalt für den Sommer in sichere Aussicht zu nehmen.

Eine in den Osterferien beabsichtigte Reise nach Göttingen musste unterbleiben; allein die Nachricht von Napoleons Rückkehr von Elba hätte beinahe seine Studien gänzlich unterbrochen. „Ein ganz anderer Ideenkreis entsteht, was sonst die Seele füllt schwindet seit heute früh [28. März 1815], da die Nachricht alles erfüllt von der Flucht des Besiegten. Den Herren, die sich die Feder zerkauen, um Materialien zu liefern zum künftigen codex diplomaticus, ist ein Dintenklecks gefahren über das schöne Werk. So mancher Tropfen kostbaren deutschen Blutes war geflossen, und noch nicht genug; die nicht mehr der Einigkeit zu bedürfen schienen gaben der Selbstsucht Raum, ein Gottesschlag musste unter sie fahren, dass sie endlich sähen, was Noth thäte. Denn ist auch die Gegenwart betrübt, so hoffe ich doch nun eine fröhliche Zukunft. Freilich wird es wieder Mühe kosten den Löwen zu bändigen, mehr vielleicht als vorher; aber da eben wird es sich zeigen, was noch deutscher Sinn und deutsche Kraft vermag." Er war entschlossen der Aufforderung zum Kriegsdienst zu folgen, auch der Gedanke an den Schmerz, den der Mutter dieser Entschluss machen würde, liess ihn nicht schwanken. Um sie wenigstens vorzubereiten, schrieb er seinem Oheim, „dem Antiphilologus", Prediger Nösselt (dem Verfasser der bekannten Weltgeschichte für Töchter). „Dass meine Studien mir mehr waren, als blosser Zeitvertreib, mochte man schon damals sehen können, als ich sie wenn auch mit ziemlich beschränkten Ansichten doch mit Eifer und Liebe trieb. Versunken in meine Studien, in denen ich mir schon nach dem Höchsten zu streben schien, wagte ich keinen Blick über meinen Schreibtisch hinaus; von der Welt und dem Leben trennte mich eine

ungeheure Kluft, jene hätten zu Grunde gehen können, hätte man mich nur sitzen gelassen, ich hätte nichts dawider gehabt. Die Zeiten haben sich geändert. Meine Studien sind mir noch so theuer wie sonst, aber ein freierer Blick über sie und ihr Verhältniss zu dem Uebrigen hat mir jene unglückselige Gleichgültigkeit genommen. Wenn wiederum die Schneelawine von Westen her sich niederzusenken droht über unser deutsches Land, um ihm politisches Leben schnell und geistiges langsam zu rauben, wenn es dann Sache aller edlen deutschen Männer und Jünglinge ist alle für einen zu stehen, kann ich nicht zurückbleiben und guten oder bösen Ausgang ruhig abwarten. Aus Erkenntniss dieser Pflicht fühle ich mich aufgefordert Kriegsdienste und, falls ich für diese auch jetzt noch unfähig erfunden werden sollte, eine andere Anstellung im Kriegswesen zu suchen. Allein der Gedanke an meine Mutter macht mir den Entschluss schwer; ihrer Liebe für mich würde es schwer werden mich in Gefahr zu wissen, ihre Furcht würde grösser sein als die fröhliche Aussicht auf meine rühmliche Rückkehr. Und so würde ich immer noch schwanken und die Entscheidung von einem Briefe aus Breslau erwarten, hätte nicht der Berghauptmann Gerhard mich bestimmt mich gestern als einer zu melden, der dem Vaterland zu dienen bereit ist" (4. April 1815). Zunächst kostete es wiederholte Eingaben, Laufereien und Plackereien, ehe er nur eine autorisirte Untersuchung durch einen Militärarzt erlangte, der ihn „wegen zarten Knochenbaues, schwacher Brust, geschwollner Schilddrüsen" für untüchtig erklärte. Gegen die Bewerbung um eine Bureaustelle erklärte sich namentlich Böckh, da dies ganz überflüssig sei; sie unterblieb, als Meier mit der seinigen abgewiesen war.

Da durch den Ausbruch des Kriegs seine Lage ebenso wie die Universität in ihrer Wirksamkeit in Frage gestellt wurde, bemühte er sich zunächst sein Examen zu beschleunigen. Er hatte sich von ernsten homerischen Studien ausgehend in Berlin eindringlich mit Apollonios Rhodios beschäftigt und, wiewohl Wolf mit diesen Studien nicht recht zufrieden war, schon im Februar Böckh seinen Plan einer kritischen Ausgabe mit ausführlichen Prolegomenen mitgetheilt, welche ihm als Habilitationsschrift dienen sollte. Böckh missbilligte dies zwar nicht, rieth aber zunächst zu einer kritischen Abhandlung. Der Rath erwies sich als praktisch, denn für eine Ausgabe war kein Buchhändler zu finden. Gerhard hielt sich nun an die Ausarbeitung der Abhandlung und reichte am 16. April die auf den Apollonios unmittelbar bezüglichen Kapitel ein. Am 24. April fand das Examen Statt, bei dem ausser Böckh als Decan nur Rühs und Erman gegenwärtig waren. Böckh allein examinirte, zunächst an die Abhandlung anknüpfend, dann über Prytanen,

„von denen ich nichts wusste", den attischen Senat, die Theile Griechenlands u. a., und entliess Gerhard mit grossem Lobe, indem er ihm bemerkte, er habe gleich bei der ersten Bekanntschaft gesehen, „dass er ihm *decori* sein werde". Am 29. April hielt Gerhard eine Vorlesung vor der Facultät, an welche sich ein Colloquium anschloss; die feierliche Promotion wurde noch aufgeschoben, da der Ritus in den Statuten nicht bestimmt war und erst festgestellt werden sollte; auch verlangte die Facultät, dass vorher wenigstens ein Theil der Abhandlung gedruckt vorliege. Nachdem alles überstanden war, berichtete er nach Hause und erzählte Meier und Wernicke seine Thaten. Meier nahm die Verheimlichung als einen Verrath an der Freundschaft sehr übel, um so mehr, da er Gerhard, ohne zu ahnen wozu, seinen schwarzen Frack geliehen hatte — was in späteren Jahren nicht wohl thunlich gewesen wäre —, wie sie auch in ihrer gemeinschaftlichen Wohnung nur einen gemeinschaftlichen Hut gehabt hatten.

Die nächste Aufgabe war die Abhandlung zu vollenden und zum Druck zu befördern. Ein Antrag an Schwetschke in Halle wurde trotz Böckhs Empfehlung abgelehnt; dann erklärte sich Fleischer in Leipzig bereit, zwar ohne Honorar zu zahlen, doch lieferte er für eine mässige Entschädigung die grosse Anzahl von 90 Freiexemplaren auf Schreibpapier, die nöthig war; da Gerhard als Seminarmitglied eine Beisteuer von 50 Thlr. erhielt, die grade die eigentlichen Promotionskosten deckten, kam er noch billig davon. Nach beendigtem Examen wurde auch die Frage aufgeworfen, ob es nicht am besten für ihn sei jetzt nach Breslau zurückzukehren, allein dagegen erklärte er sich energisch (16. Mai 1815). „Für meine wissenschaftliche Ausbildung und meine künftige Beförderung ist es zweckmässig noch einige Zeit länger in Berlin zu bleiben. Um grössere Vielseitigkeit zu erlangen werden manche Vorlesungen mir nützlich sein, die doch das beste Mittel sind, eine schnelle und klare Uebersicht über manche Doctrinen zu erhalten. In Breslau würde ich füglich keine Vorlesung mehr hören können, wenn ich künftig da dociren will, es wird aber auch keine da gelesen, wie ich sie mag. Der Umgang gelehrter Männer wird viel zu meiner Bildung in Berlin thun, in Breslau suche ich vergebens solche, wie ich sie mag. An litterarischen Hülfsmitteln fehlt es mir in Berlin nicht oft, in Breslau so lange, als ich mir nicht selbst das Nothwendigste angeschafft haben werde. Ich lebe hier in einer glücklichen Verborgenheit, bis ich auftreten will, besser vorbereitet als ich jetzt bin; wenige kümmern sich um mich, weil grössere Lichter da sind; auswärts werde ich durch mein Büchlein und was etwa darauf folgt soviel bekannt als ich grade will. Anders in Breslau; hier kann und will ich obscur sein, dort ginge es nicht an. Das unvermeid-

liche Geschwätz der Gegner, das Ansehen anderer mir gleichgültiger, aber gegen die ich mich fühle, der leere Dunst, den die Herren um sich blasen und blasen werden, würden mich antreiben dem Schwatzen Einhalt zu thun, den Dunst zu zerstreuen und eine richtigere Meinung zu begründen; dazu müsste ich einen höheren Ton anschlagen als ich mag und der ohne ähnlichen Dunst sich nicht erreichen lässt. Wollte ich in Breslau meine Zeit mit vornehmthuenden, nicht seienden Vorlesungen ausfüllen, weiteren Studien auf die nächsten Jahre den Abschied gebend, so könnte ich mein Lebelang in Breslau Privatdocent bleiben. Bleibe ich dagegen in Berlin, so machen mir Vorlesungen und andere unzeitige Arbeiten keinen Kummer, ich lasse von Zeit zu Zeit etwas von mir hören und bleibe solchen Leuten in gutem Andenken, die mich wenn es Noth thut schnell und glücklich befördern können."

Ausser bei Wolf hörte er bei Schleiermacher — dessen Predigten er häufig, und allein mit Befriedigung, hörte und auf dessen Dialektik er das Semester vorher nur um das Honorar zu sparen verzichtet hatte — Geschichte der Philosophie und diese Vorlesung war es, die ihn gewaltig anzog und eigentlich innerlich beschäftigte. Ausserdem trieb er, seitdem die Abhandlung fertig war, hauptsächlich Kunstgeschichte nach Winckelmann, Fiorillo und nach Hirtschen Heften, die er sich abschrieb. Anregung dazu und Förderung verdankte er Tölken, der sich im Winter habilitirt hatte, und bei dem er Religionsgeschichte der Alten hörte. Dies führte zu einer näheren Bekanntschaft, welche durch gemeinsame Beschäftigung mit Hesiod belebt wurde. Gerhard erhielt das eben fertig gewordene Buch über das Basrelief von Tölken zum Geschenk, als er sich als erster Zuhörer zur Kunstgeschichte meldete, die nachher der Krieg nicht zu Stande kommen liess. Im Wintersemester hörte sie Meier, den sie lebhaft für alte Kunst enthusiasmirte, ohne die er sich keine Alterthumswissenschaft mehr denken könne. Auf Gerhard wirkte Tölken damals durch lebendige Mittheilungen anregend ein, auch im folgenden Winter verkehrten sie freundschaftlich mit einander und Tölkens Briefe aus der nächsten Zeit sprechen herzliche Theilnahme aus. Als sie nach Jahren in Berlin als Collegen an der Universität und am Museum zusammentrafen, erneuete sich das alte Verhältniss nicht wieder, Tölken war in einem zerstreuenden Verkehr bequem und den lässig betriebenen ärchäologischen Studien fast abtrünnig geworden; das verzieh Gerhard nicht und sprach von ihm fast nur mit einer gewissen Ironie. Von älteren Philologen verkehrte Gerhard, doch nicht eigentlich näher, mit Conr. Schneider, Prof. am Joachimsthalschen Gymnasium, und dem eifrigen Wolfianer Walch. Zu den jüngeren, welche sich damals in Berlin zusammenfanden und später einen Namen in der Wissenschaft

erlangt haben, mit denen auch Gerhard befreundet wurde, gehören L. Döderlein, K. Göttling, Fr. Osann. Eine vorübergehende Bekanntschaft bei einem Besuch war Poppo, mit dem es später zu einem so unangenehmen Zusammenstoss kam.

Darüber nahte der mehrmals hinausgeschobene Tag der Promotion heran. Am 1. Juli 1815 nach einer Vorlesung Gerhards über das Digamma promovirte ihn Böckh, der über die neuere Einrichtung redete, als ersten Doctor rite promotus der jungen Universität. Zugegen waren Uhden, Bekker, Tölken — „sonst nichts Vornehmes“ [1].

Bald nachher machte er sich auf den dringenden Wunsch seiner Mutter, die ihm auch das Reisegeld schickte, auf die Heimreise. Die Kunststudien veranlassten ihn über Dresden zu gehen, wo er sich die Sammlungen ansah und die Bekanntschaft von Böttiger, Kügelgen und Hartmann machte. Die Mutter fand er in dem Bade Flinsberg, das sie bei dem nervösen Leiden, von welchem sie in früheren Jahren häufig und andauernd heimgesucht wurde, öfter besuchte, wo er seinen letzten Versuch im Tanzen machte. Mit ihr heimgekehrt verlebte er sechs angenehme Wochen bei den Seinigen und in freundlichem Verkehr mit manchem der Breslauer Gelehrten. Zu diesen gehörte seit dem Sommer der neu ernannte Professor Frz. Passow, den Gerhard in Berlin in Wolfs Vorlesungen und sonst wohl getroffen hatte, ohne mit ihm bekannt zu werden[2]; jetzt traten sie in ein näheres Verhältniss. Daneben war er fleissig an der Vergleichung der Breslauer Pindarscholien und schrieb unter der Chiffre *Des[iderius] Er[asmus]* seine ersten Recensionen für die Jenaische Litteraturzeitung, durch die er auch eine Erwerbsquelle sich zu eröffnen hoffte[3].

---

[1] Das Diplom besagt, dass Böckh im Namen der Facultät *Eduardo Gerhardo postquam dissertationem doctam atque ingeniosam lectionum Apollonianarum nomine inscriptam exhibuerat ac non solum tentamen et examen philosophicum cum laude summa sustinuerat, verum etiam in ceteris, quae praestare ex institutis facultatis candidati debent, ordini eximie satisfecerat, philosophiae doctoris et artium liberalium magistri ornamenta et honores contulit.*

[2] Früher hatte er geschrieben „Prof. Passow hieselbst privatisirend und fleissiger Zuhörer Wolfs, impertinent und bescheiden nach Umständen, wird als Professor der alten Litteratur nach Breslau gehen; es wird dann dort besser werden, aber auch noch nicht gut. — Dass ein so talentvoller Mann wider seinen eigenen Willen nach Breslau gehen muss, um seine bis jetzt erhaltenen 1000 Thlr. nicht umsonst hier zu verzehren, bedauert Wolf sehr, er habe hier so schöne Gelegenheit sich weiter auszubilden.“

[3] Die Recensionen Gerhards in der Jenaer Litteraturzeitung, vom Sommer 1815 bis Ostern 1816 geschrieben, betreffen:

Nachdem von Neuem überlegt war, ob er nicht in Breslau bleiben sollte und auch der Vater nun für den Aufenthalt in Berlin war, kehrte er Anfang October dahin zurück. Er hatte das bestimmte Gefühl, dass er sich vor anderen, auch älteren, auszeichne, was er durch sein Buch documentirt zu sehen hoffte, er traute sich die Kraft zu weiter zu kommen in wissenschaftlichen Leistungen, wenn ihm nur Zeit und Spielraum gegeben würde. Sein Absehen war entschieden auf die Stellung eines akademischen Lehrers gerichtet, und dafür erschien auch die Zeit günstig; in Breslau, Königsberg und Halle sollte etwas für Philologie geschehen, schon war die Gründung einer rheinischen Universität im Werk, die ebenfalls Aussichten eröffnete. Es kam also darauf an die Aufmerksamkeit und Theilnahme der leitenden Personen zu verdienen und zu gewinnen. Um aber sich auszeichnen zu können, „um den unruhig strebenden Geist auszutoben" war es sein heisser Wunsch eine wissenschaftliche Reise zu unternehmen, was freilich nur mit Staatsunterstützung für ihn möglich war. Veranlassung dazu konnte das Corpus inscriptionum bieten, zu dessen Hülfsarbeiten ihn Böckh schon herangezogen hatte, und die ohne Reisen gar nicht zu beschaffen waren; auch war verlautet von Reisen, die im Interesse der öffentlichen Bibliotheken unternommen werden sollten. Bei solchen Plänen lag ihm vor allen daran die nächste Zeit für wissenschaftliche Arbeiten frei zu haben; ein Amt d. h. eine Anstellung an einer Schule, die seine Angehörigen ihm zum Geburtstag in nächster Zeit wünschten, war ihm ein Schreckbild. Das ganze Gebiet

---

Tzetzarum scholia in Lycophronem ed. Müller (J. L. Z. 1815 Erg. Bl. N. 88 ff. S. 313 ff.)

Sprengel Neue Kritik der klassischen römischen Dichter (J. L. Z. 1816 Febr. N. 16 S. 249 ff.).

Demosthenes de corona ed. Harless. — Die Reden des Aeschines und Demosthenes über die Krone übers. v. Fr. v. Raumer. — Aeschinis et Demosthenis orationes de corona ed. I. Bekker. — Aeschinis opera. Demosthenis opera. ed. Tauchn. (J. L. Z. 1817 März N. 55 S. 433 ff.). [Der Freund, dessen kritische Einfälle hier mitgetheilt werden, ist Passow.]

Creuzer Meletemata I. (J. L. Z. 1817 April N. 67 S. 59 f.).

Dionysii Hal. de comp. verb. ed. Schaefer. — ed. Göller (J. L. Z. 1817 Erg. Bl. N. 33 S. 257 ff.).

Alle diese Recensionen gehen ins Einzelne ein und sind in gehaltenem Ton geschrieben; dass das verrückte Buch von Sprengel nicht nach Verdienst verspottet wird, hatte freilich die beschneidende Redaction verschuldet. Eine Recension von Morells lexicon graec. prosod. ed. Maltby in der Wiener allg. Litt. Ztg. habe ich nicht gesehen.

seiner Wünsche, antwortete er seinem Vater, liesse sich in die Worte zusammenfassen:

Was von den Göttern ich bitte mit Lust mein Leben zu schmücken?
Wohlsein und leidliches Geld und bei den Edleren Gunst;
Und was ein Gott mir gebeut, es zu schaffen mit kräftiger Sorgfalt.
Ward mir auch manches vergönnt, vieles doch bleibt mir zurück.

Böckh hatte ihm einstweilen 50 Thlr. für Abschreiben griechischer Inschriften ausgemittelt, Correcturen, Recensionen, Privatstunden schafften den nothdürftigen Unterhalt, so mochte es gewagt werden. Bald langte nun auch das endlich fertig gewordene Buch an, dessen Aushängebogen er schon in Breslau empfangen hatte[1]. Mehreren Gelehrten und den Staatsräthen, auch dem Minister Schuckmann brachte er dasselbe selbst, wobei er denn mancherlei Erfahrungen machte. Böckh war überrascht und erfreut über die Dedication, welche ihm unerwartet kam[2]. Wolf ward dagegen durch dieselbe sehr verstimmt; er spöttelte über den grossen Druck, über die Dedication[3], über das Buch und den Verfasser, den er von jetzt an fallen liess; gar manche abschätzige Stichelei wurde Gerhard zugetragen[4]. Bernhardi fragte ihn, ob er es selbst geschrieben habe und lobte es dann ungelesen. Buttmann war unnahbar, da Heindorf, der den Winter seiner Gesundheit wegen in Berlin zubrachte, „wie eine Klette an ihm hing". Passow, dem er es zusandte mit der Bitte es zu recensiren, lehnte dies zu seinem Bedauern ab. Gerhard hatte, von der überlieferten Thatsache ausgehend, dass Apollonios Rhodios sein Gedicht zweimal bearbeitet hatte, die verschiedenen Lesarten je nach den Quellen, durch welche sie uns überliefert sind, darauf geprüft, inwieweit sie Zeugniss für diese verschiedenen Bearbeitungen ablegen und für die Herstellung eines Textes, welcher die letzte Ausgabe des Dichters darstellen soll, zu verwerthen sind; zur Verbesserung desselben waren dann mancherlei eigene Beiträge gegeben. Der zweite Theil beschäftigte sich mit subtilen Detailuntersuchungen über Feinheiten des Versbaus im epischen Hexameter. Die Schrift zeugte unverkennbar von umfassender, sorgfältiger Lectüre, von feiner Beobachtung und kritischem Talent, sie zeigte eine für eine Erstlingsarbeit ungewöhn-

---

[1] LECTIONES APOLLONIANAE. SCRIPSIT EDUARDUS GERHARDIUS (Leipz. 1816), mit dem Nebentitel *sive de fontibus emendationis Apollonianae.*

[2] *Augusto Boeckhio praeceptori parenti amico d. auctor.*

[3] Uhden fragte Wernicke, auf welche Weise Gerhard mit Böckh verwandt sei.

[4] Wolf liess jetzt Gerhard wiederholt durch den Pedell um einen Friedrichsdor angeblich rückständigen Honorars mahnen, über dessen rechtzeitige Zahlung er sich durch die Quittung der Quästur ausweisen konnte.

liche Reife und Sicherheit; sie war knapp und stramm geschrieben, Beck wurde ein paarmal geringschätzig behandelt, Hermann häufig angegriffen, aber mit Gründen und in achtungsvoller Haltung, der man freilich die Abneigung wohl anmerken konnte[1]. Gegen Ende des Jahres erschien eine Recension[2], die Anfangs Beck zugeschrieben wurde, als deren Verfasser aber Hermann sich ergab, kurz und hart. Die ersten Kapitel fanden im Allgemeinen Zustimmung, die letzten metrischen wurden verworfen, Einzelheiten unbarmherzig gerügt, obwohl die Fähigkeit Ausgezeichnetes zu leisten anerkannt wurde. „Aber" hiess es „der junge Verfasser, der wahrscheinlich sich für sich ganz allein auf seiner Stube bildete (denn hätte er in irgend einer litterarischen Anstalt seine Studien betrieben, so wüssten wir in der That nicht, was wir von der Disciplin und Manier derer, denen seine Leitung anvertraut war, denken sollten), hat sich in dem süssen Gefühl seiner Unfehlbarkeit auf eine so unerreichbare Höhe gestellt und in der vollen Ueberzeugung von der Nichtigkeit aller Philologen ausser ihm sich so bis zur Impertinenz potenzirt, dass, indem er überall sein ineptum und futile ausspricht, das einzige Zeichen von Bescheidenheit, das in dem Buche zu finden ist, darin besteht, dass er nicht das Motto auf den Titel gesetzt hat *μαθόντες ἄχαριτα χαρίεντα*." Um den Stachel, der sich tief eindrückte, abzustumpfen, las Gerhard diese Recension allen seinen Bekannten „zur Erheiterung", wie er sich einredete, selbst vor; die Wirkung auf andere und die Rückwirkung auf ihn blieb nicht aus. Böckh rieth zu einer Antikritik, worauf Gerhard nicht einging; Wernicke rüstete sogleich eine

---

[1] „Es soll etwas Reifes in dem Buche sein," schrieb er dem Vater (2. Dec. 1815) „in meiner Sprache ein ernster kurzer wissenschaftlicher Ton, der meinetwegen auch finster werden mag; nur die Breite habe ich gescheut und unanständiges Lob und unanständige Beschimpfung".

[2] Leipz. Litt. Ztg. 1815 Dec. N. 308 S. 2457 ff. In einer angeblich am 16. Sept. 1816 (wo das Buch noch nicht ausgedruckt war) eingegangenen, aber erst 1818 abgedruckten ausführlichen Recension in der Jen. Litt. Ztg. Erg. Bl. N. 20 ff. S. 153 ff. von Spitzner heisst es zum Schluss (S. 170): „Mit durchdringendem Scharfsinn sind manche Stellen geheilt und mit mühsamem Fleiss und grosser Belesenheit einzelne Untersuchungen durchgeführt oder eingeleitet. Daher hegen wir denn auch die zuversichtliche Hoffnung, dass wenn es der Verf. über sich gewinnen könne, jugendliche Raschheit, blinde Anhänglichkeit an vermeintliche Entdeckungen und vor allem eine unbegrenzte Selbstgefälligkeit, die jede fremde Kraft und Wissenschaft tief unter der eigenen erblickt, in gehörige Schranken zu verweisen, er uns künftighin reifere Erzeugnisse seiner gelehrten Forschungen als reinen Gewinn für die Wissenschaft liefern werde."

lobende Recension als Gegengift zu, für deren Druck Böckh zu sorgen versprach[1].

Ein solcher Dämpfer war damals nicht nöthig um Gerhard's trübe Stimmung noch mehr zu drücken, denn seine Aussichten schwanden immer mehr. Von den Reiseplänen wollte Böckh, der früher sich nicht abgeneigt gezeigt hatte, gar nichts mehr wissen, sie mussten ganz aufgegeben werden. Auch mit der Hoffnung auf eine akademische Stellung sah es nur misslich aus. Nachdem entschieden war, dass Heindorf nach Halle gehen sollte, musste dessen Stelle in Breslau besetzt werden. Da Dissen abgelehnt hatte, Huschke nicht genehm war, schlug Böckh, von Süvern befragt, vor zwei junge Philologen als ausserordentliche Professoren anzustellen und empfahl Gerhard und Poppo (später Wernicke), allein der Vorschlag wurde im Ministerium zurückgelegt. Vor Königsberg hatte Gerhard der Kälte und der weiten Entfernung von den Seinigen wegen Scheu; die rheinische Universität war noch im weiten Felde. Ein Anschlag, den er an seinem Geburtstage machte, zu einem Publicum über Hesiods Schild mit Einleitung in die griechischen Epiker, hatte, wie er erwartete, keine Anmeldungen zur Folge; wiewohl er doch für das nächste Semester dem Decan die Ankündigung eines Collegs über attisches Erbrecht übergab. Von verschiedenen Seiten, auch von Böckh, wurde ihm gerathen, um eine feste Stellung zu gewinnen, ins pädagogische Seminar einzutreten, das unter der Leitung des Director Köpke stand. Allein dann musste er gegen die mässige Entschädigung von 120 Thlr. auf längere Zeit bindende und störende Verpflichtungen übernehmen; das Institut sollte sehr heruntergekommen sein, so scheute er sich doch „unter die Säue zu fahren, wo er sich arg beschmutzen würde". Andere, namentlich Zumpt, den er durch Wernicke kennen lernte, und der, seit 1812 am Werderschen Gymnasium angestellt[2], gern in aller Gutmüthigkeit Protectormiene annahm, riethen ihm zu, an eine Schule zu gehen; am Werderschen Gymnasium sei immer Gelegenheit Unterricht zu geben. Das war nicht was er in Berlin suchte, indess wandte er sich an Bernhardi, an Conr. Schneider — Stunden, wie sie ihm zusagten, waren auch nicht gleich zu haben. So musste ihm denn der Gedanke wieder nach Breslau zu gehen immer näher treten. Seine Stimmung spricht sich in den Worten aus, welche er in der Neujahrsnacht in sein Tagebuch schrieb.

[1] Sie wurde in der Hall. Litt. Ztg. nicht aufgenommen und erschien nachher abgekürzt in der litterar. Beilage zu den Schles. Provinzialblättern 1816 Oct. X S. 302 ff. Meier schüttelte sehr den Kopf dazu, dass Gerhard sich öffentlich von Wernicke loben lasse.

[2] A. W. Zumpt de C. W. Zumptii vita et studiis p. 34.

„Die feierliche Stimmung, die beim Jahreswechsel nicht fehlen kann, scheue ich nicht, ich suche sie auf. Ernster kann sich mir meine Lage nicht aufdrängen als jetzt, wo alles um mich still und finster ist. Die ganze grosse Stadt lässt sich nicht hören, obgleich wenige ruhen mögen; aber sie haben sich zusammengedrängt um in der Freunde Verbindung ihre Verbindung und das neue Jahr zu heiligen. Mich mag niemand und ich mag niemanden, denn ich verlange viel und kann nicht einem jeden und nicht bei der ersten Bekanntschaft geben. Meines Schubart gedenke ich wohl und meiner Angehörigen auch, und sie werden auch an mich denken: wen ich hier möchte, Wernicke, der sich in der letzten Zeit recht eng wieder angeschlossen hat an mich, und mein guter Tölken, der nur gar zu vielen angehört, sind in grosser Gesellschaft[1]. So wache ich denn noch bis nach 12, den Glockenschlag des neuen Jahrs will ich recht kräftig auf dem Markt hören. Das alte war wohl gut und hat mir viel gebracht, dass das neue nicht schlechter sei gebe der Himmel. In meinem Aeussern muss sich viel ändern, bleiben meine Eltern, wie ich hoffe, am Leben, so bin ich wohl übers Jahr in Breslau. Litterarischen Ruhm muss mir das Jahr bringen; ich schätze ihn hoch, aber nur den der auf die rechte Weise erworben wird, weil ich die lebendige Liebe zur Wissenschaft im Busen trage. Und weil ich jetzt nicht unberühmt mehr sterben würde, macht die Ruhmliebe anderen Empfindungen Platz. Besonders seit meiner Rückkehr aus Breslau hat mein Gemüth sich geltend gemacht, wiewohl mehr in meinem Innern. Denn im Gespräch bin ich noch humoristisch wie sonst, auch in Briefen, und ich wehre dem auch nicht, weil ich hoffe. mein guter Geist werde mich nicht irre leiten. Denn natürlich befinde ich mich beim Humor nicht wohl. Die wahrhaft gute Stimmung geht aus harmonischer Vereinigung der Seelenkräfte hervor: der Verstand soll das Gemüth nicht unterdrücken, und im Humor zeigt sich gar nur die polemische Seite des Verstandes. Ich thue aber dem nicht Einhalt, weil ich meine Fortbildung nicht hemmen mag: komme ich auf grosse Irrthümer, so werde ich es wohl merken. Dahin beziehe ich auch mein religiöses Verfahren, vor dem mich der Himmel bewahren mag, wenn es mich vom rechten Weg abführt. Aller äussere Dienst, Gebet, Kirchengehen u. s. w. wird vernachlässigt, weil ich das für den besten Gottesdienst halte, zu thun, wozu ich berufen bin. Ich fürchte aber hier zu irren, denn vom Christenthum weiss ich nicht viel und sehne mich nach der Zeit, wo ich werde Theologie treiben können. Gott, mein Vater, der du mir sehr gnädig von jeher

[1] Das Verhältniss zu Meier war damals grade sehr gespannt.

gewesen bist, erleuchte mich und hilf mir ferner. Dein Schutz begleite mich im neuen Jahre!"

So schwer es ihm wurde, so musste er sich doch gestehen, dass der Aufenthalt in Berlin ihn nicht so fördere, wie er erwartet hatte. Seine Studien, hauptsächlich auf die griechischen Historiker und Redner gerichtet, waren nicht so erspriesslich, weil er sie gleich in Recensionen zu verwerthen suchte, und weil die innere Unruhe ihn störte. Der gesellige Verkehr konnte ihn dafür nicht entschädigen; es waren grösstentheils die alten Bekannten, von jungen Gelehrten kamen Brandis[1], Lachmann[2] und Twesten[3] hinzu. Einen grossen Genuss fand er im Besuch der Oper, wohin ihn besonders die Milder lockte. „Ich weiss nicht, was mich so zieht an diesem Weibe," schrieb er in sein Tagebuch, „sobald ich sie nur sprechen höre, bin ich ergriffen, sie ist voller Empfindung." Die Schweizerfamilie, besonders aber die Mozartschen Opern entzückten ihn, für den Fidelio konnte er damals, auch nach wiederholtem Hören, das richtige Verständniss noch nicht finden.

Als nun auch Böckh schliesslich meinte, es sei besser für ihn Berlin zu verlassen, es werde ihm leichter werden, wenn er sich anderswo versucht, eine Professur zu erlangen, entschloss er sich zur Heimreise. Süvern, der ihn „kühl und vornehm, mit der echten Staatsrathsmiene", aber doch mit Interesse und Wohlwollen empfing, rieth ihm sich in Breslau zu habilitiren; wenn er dort mit seinen Vorlesungen die Lücken ausfülle und mit den Professoren gutes Vernehmen halte, werde man sich seiner erinnern. Nach vielen Besuchen nahm er am 29. Januar zuletzt von Böckh, bei dem er auch den Weihnachtsabend zugebracht hatte, gerührten Abschied; „auch Böckh war bewegt, wenn auch nicht weich".

Anfang Februar überraschte er die Seinigen, die ihn sobald nicht erwartet hatten, und suchte sich in Breslau einzurichten, wo man ihn freundlich aufnahm. Unangenehm berührte ihn das dort verbreitete Gerücht, ihm sei eine Professur in Halle bestimmt gewesen, was Hermanns Recension vereitelt habe. Nun erwartete man, und vor allem sein Vater drang darauf, dass er sich gleich um ein Amt bewerben sollte; allein die

---

[1] Brandis war mit Bunsen aus Kopenhagen gekommen um sich zu habilitiren und wurde auf kurze Zeit Wernickes Nachfolger in Uhdens Hause, bis er nach Italien ging.

[2] Lachmann kam nach dem Feldzug nach Berlin, gab Unterricht am Werderschen Gymnasium und habilitirte sich im Mai 1815. Hertz Lachmann S. 33 ff.

[3] Twesten ging nach seiner Promotion von Kiel nach Berlin und trat beim Werderschen Gymnasium ein. Vgl. Rellstab Aus meinem Leben I S. 107.

ersten dazu sich eröffnenden Aussichten wurden bald zunichte. „Die durch Middeldorfs Zank mit Schneider erledigte Bibliothekstelle," schrieb er an Meier (20. Febr. 1816), „wird Dr. Förster bekommen, dem Savigny wohlwill; die unterste Schulstelle am Magdaleneum jemand [Kruse], dem Manso wohlwill; eine andere, die wahrscheinlich offen wird, einer von mehreren, denen ein anderer wohl will. Ich habe noch keinen Korb der Art bekommen, sehe aber wohl, dass ich ihn bekommen würde, wenn ich die Sache ernstlich betriebe. Was nun anfangen? Ich sitze und lehre meinen Bruder [Hermann geboren 1810] *mensa* decliniren und werde mich mit der Zeit wohl habilitiren und vorlesen." Da er an seinen Plänen für die Universität festhielt, so meldete er sich bei der Facultät zur Habilitation mit der Bitte seine *Lectiones Apollonianae* als Habilitationsschrift gelten zu lassen und ihm zu gestatten über Thesen zu disputiren. Schneider, der von allen Klatschereien gern Notiz nahm[1], vielleicht auch wusste dass eine strenge Recension seines Oppian von Wernicke nicht ohne Betheiligung Gerhards herrühre[2], machte auch diesmal von seinem Rechte zu votiren „wie ein Kobold" Gebrauch, wurde aber von Wachler, Steffens, der mit Gerhards Familie befreundet war[3], von beiden Raumers und Passow energisch zurecht gewiesen[4]. Am 16. März fand die Dis-

---

[1] Fr. v. Raumer Lebenserinnerungen I S. 247.

[2] Jen. Litt. Ztg. 1815 Juni N. 116 ff. S. 441 ff.

[3] Steffens Was ich erlebte VII S. 24.

[4] Die charakteristischen Vota lauten wörtlich:

„Der junge Mann strotzt von Weisheit, es ist ihm also unter den vorschriftsmässigen Bedingungen eine gute Ausleerung wohl zu gönnen, damit er nicht platze. Nicht theses sondern eine gedruckte Disputation wird nur verstanden, wenn von einer öffentlichen Disputation die Rede ist."

Schneider.

„Da in Gemässheit §. 10 der Frankf. Statuten eine Disputation erfordert wird, so scheint solche allerdings auch über theses zulässig und sehe ich keinen Grund im vorliegenden Falle von dieser Einrichtung abzugehen." Wachler.

„Da diejenigen, die es nöthig finden möchten den Hrn. Dr. Gerhard öffentlich zu prüfen und seine Weisheit zu Schanden zu machen, ohne allen Zweifel Gelegenheit genug haben werden, wenn sie gegen die theses opponiren, so finde ich diese hinlänglich und erwarte, dass Hr. Prof. Schneider dem jungen Mann nicht bloss hier, wo er sich nicht wehren kann, sondern auch öffentlich zu begegnen wissen wird." Steffens.

„Meines Erachtens kann die gedruckte Schrift als Dissertation gelten und Stoff zum Disputiren darbieten, und ich freue mich, wenn Hr. Prof. Schneider, der allein sachverständig und tanti ist, dem jungen Mann so menschenfreundlich vom Platzen erretten und ihm die Ausleerung ver-

putation Statt[1], Linge, Klossmann und noch ein Student waren die Opponenten, Kanngiesser opponirte extra ordinem, Scheibel wollte opponiren „ob des Frevels den gottlosen Nonnus über den frommen Gregorius von Nazianz zu setzen", aber es wurde ihm zu spät. Die Beschäftigung mit den Pindarscholien[2] gab Gerhard Veranlassung über Pindar zu lesen, dazu kam Thukydides und einzelne Kapitel der attischen Antiquitäten. Zwar fanden sich nur die drei unerlässlichen Zuhörer E. Dronke, Th. Lindtk und K. E. Schubarth, indessen glaubte Gerhard Grund zu haben mit seinen Erfolgen nicht unzufrieden zu sein. „Ich habe 3 Collegia gelesen und lese sie noch," schrieb er Wernicke

---

schaffen wird, die er in seinem chorführenden Votum zu versprechen scheint." Fr. v. Raumer. C. v. Raumer.

„Da Hr. Dr. Gerhard durch seine lect. Apoll. schon einen sehr guten Beweis von seinen Einsichten und seinem gelehrten Fleiss gegeben hat, so ist es Pflicht ihm jede durch die Statuten möglich gemachte Erleichterung zu seinem Vorhaben angedeihen zu lassen: wer hier Hindernisse anzetteln wollte, könnte gar leicht in den Geruch persönlicher unwürdiger Leidenschaft gegen Hrn. Gerhard oder gar absichtlichen Gegenwirkens gegen das Gedeihen der philologischen Studien auf unserer Universität gerathen."

Passow.

Dass Gerhard alles, natürlich übertrieben, zugetragen wurde, geht aus seinen Briefen hervor.

[1] Die Thesen waren folgende:

I *Quibus non exiguis difficultatibus laborat sententiarum nexus in decimo sexto Theocritiorum carminum eae magnam partem librariis assignandae videntur.*

II *Idem carmen dubitari potest, an iure tribuatur Theocrito.*

III *Demosthenis de corona oratio aliquoties, in exordio maxime, interpolata videtur.*

IV *Neque Gregorii Nazianzeni, neque Apollinaris, neque Sibyllina carmina, neque ulli Christianorum poetarum dactylicis senariis contorti foetus eam habent versuum expolitionem, ut vel ad laevigatam Nonni poesin, vel ad priorum poetarum normam eorum versus exigi possint.*

[Gegen Hermanns Recension, der ihm vorgeworfen hatte, dass er Gregor von Nazianz nicht gekannt und mit Unrecht nicht benutzt habe.]

V *Erotici Graeci gravibus rebus similes sunt Nonno.*

VI *Nonnus et Erotici eandem terram habitasse videntur.*

VII *Eodem tempore vixerunt Nonnus et Erotici.*

VIII *Ista si vera sunt, romanenses seriorum Graecorum fabulae eidem disciplinae deberi videntur, qua Nonnus usus est Nonnique sectatores.*

[2] Schneider war kleinlich genug, nachdem Gerhard ihn auf eine noch ungedruckte Biographie Pindars in der Breslauer Pindarhandschrift aufmerksam gemacht hatte, diese in seiner neuen Ausgabe des Nikander rasch herauszugeben. Vgl. Böckh Pind. II 1 p. IV.

(13. Juli 1816), „Stoff und Form wird mir von den Breslauer Docenten keiner nachmachen. Ueber Pindar und Thukydides saalbadern sie vielleicht einmal, die attischen Alterthümer sollen sie ungelesen lassen. Ich weiss dass ich besser lese als die übrigen, wie denn auch meinem Vortrage nichts abgehen soll.“ So fühlte er sich berufen seine Vorlesungen mit einem „impertinenten Epilogus gegen das Philologenpack“ zu schliessen[1]. Man begreift, dass auch nach Berlin, wie Meier schrieb, ein Gerede von seinem anmassenden Benehmen drang.

Nicht sowohl um Anstellung am Gymnasium zu finden — denn bald stand sein Entschluss fest an keine Breslauer Schule zu gehen — als um seinen guten Willen zu zeigen, und weil man ihm in Berlin wiederholt gesagt hatte, es sei die beste Empfehlung für eine Universitätsstellung, übernahm er am Elisabethanum in Vertretung eines erkrankten Lehrers sechs Stunden des griechischen Unterrichts, die er am Ende des Semesters vor zwei combinirten Klassen zu geben hatte. Seine Privatstudien waren nach Beendigung einer Recension von Spitzners Buch *de versu Graecorum heroico* (Leipzig 1816), woneben Vorbereitungen kritischer Ausgaben des Johannes von Gaza, Paulus Silentiarius und Maximus gefördert wurden, besonders auf Thukydides gerichtet und führten zu einer Recension von Poppos *Observationes criticae in Thucydidem* (Leipzig 1815), die ihm der Verfasser noch in Berlin selbst geschenkt hatte. Diese Arbeiten aber gingen nur mit der grössten Anstrengung und vielseitigen Unterbrechungen von Statten. Seit dem April nämlich war das Augenleiden, das sich schon einigemal gemeldet hatte, in der schlimmsten Weise aufgetreten. Mehrere Wochen konnte er gar nicht sehen, auch nach dem unausgesetzten Gebrauch der schärfsten Mittel erkannte er mit dem rechten Auge kein Wort und las nur mit dem linken, das aber so schwach war, dass er bei Sonnenschein nicht über den Markt gehen konnte. Bei so traurigen Umständen hatte er nicht einmal den Vortheil eines ihn befriedigenden Umgangs. Näheren Verkehr hatte er nur mit Linge, an dessen plautinischen Studien er Theil zu nehmen suchte, und Schubarth, der ihn gemüthlich anzog und dessen wunderliches Philosophiren, wie seine Studien über Göthe und Napoleons Kriegskunst ihm Interesse abgewannen: „Linge ist gut zur Abspannung, Schubarth zur Anspannung in müssigen Stunden.“ Ein recht gutes Verhältniss stellte sich anfangs zu Passow heraus[2]; indessen glaubte

[1] Für das Wintersemester kündigte er an publ. Demosthenes Midiana 2 St., priv. Ilias 4 St. Griechische Rhythmik 4 St.

[2] „Hier lebt jetzt einer Ihrer alten Berliner Bekannten,“ schreibt Passow an Göttling (31. März 1816), „der junge Gerhard, der sich vor Kurzem als

Gerhard ein gewisses Vornehmthun zu empfinden, das er sich um so weniger gefallen lassen mochte als er von Passows wissenschaftlicher Bedeutung nicht gross dachte. Einen Stoss aber bekam dieses Verhältniss als Gerhard erfuhr, dass Passow sich bei Süvern entschieden gegen Böckhs Vorschlag, Gerhard und Wernicke als ausserordentliche Professoren in Breslau anzustellen, ausgesprochen und die Berufung des auch durch Buttmann empfohlenen Karl Ernst Christoph Schneider durchgesetzt hatte, der Tertius an der Nicolaischule in Leipzig war und sich bis dahin nur durch einen fleissigen Index zum Aesop bekannt gemacht hatte[1]. Im Juli kam dieser „Schneider Saxo Aesopeus II" nach Breslau. „Weil doch Grammatik vor allen Dingen Noth thut," schrieb Gerhard an Wernicke (23. Juli 1816), „ist es recht gut, dass der Mann da ist, sintemal Passow nichts davon weiss, zu mehr wird er freilich nicht taugen. Uebrigens ist er vornehm und dünkt sich sehr viel; dass ich als Privatdocent nicht einmal einen Besuch bekommen habe zeigt mir bloss das Urtheil der Leipziger." Zugleich war aber ein anderer Antrag von Passow gekommen. Am Gymnasium in Posen war eine Lehrerstelle hauptsächlich für Griechisch und Lateinisch mit 650 Thlr. Gehalt zu besetzen, welche, nachdem Linge sie abgelehnt hatte, Gerhard durch Passow angetragen wurde. Böckh, der durch die Berufung Schneiders sehr unangenehm berührt war, ermahnte Gerhard vor allem zur Geduld und Ruhe, deren er nach der Stimmung seiner letzten Briefe sehr nöthig habe, und rieth ihm, beim Ministerium mit Berufung auf diesen Antrag um eine wenn auch kleine Anstellung bei der Universität in Breslau einzukommen, da er ohne Unterstützung seinen Entschluss sich dem akademischen Lehrfach zu widmen nicht würde ausführen können (16. Mai 1816). Als Gerhard auf eine solche Eingabe nur die Aufmunterung erhielt, so fortzufahren, man werde dann seiner schon gedenken, für jetzt sei es nicht möglich, musste er dem Andringen seines

---

Privatdocent habilitirt hat und diesen Sommer zu lesen anfängt. Er scheint ein recht fleissiger, sorgfältiger Mensch zu sein und verdienen seine lectt. Apollonianae ein besseres Schicksal, als ihnen in den Recensiranstalten bis jetzt gefallen." Frz. Passows Leben u. Briefe S. 226.

[1] „Die Haupterbitterung gegen mich" schreibt Passow an H. Voss (10. Sept. 1817) „kommt daher, weil ich Gerhard zwar eine Professur am Posener Gymnasium, aber keinem von beiden die vacante Professur an der hiesigen Universität verschafft habe, vielmehr auf eine Anfrage, ob Gerhard tauglich dazu wäre, dies bestimmt verneint habe." Frz. Passows Leben und Briefe S. 245. Gerhard theilte das alles Wernicke ausführlich und genau mit (13. Juli 1816). „Wenigstens wissen wir nun, dass uns Passow geringer anschlägt als Böckh. Welcher scheint Dir besser?"

Vaters nachgeben, der die Stelle in Posen als eine unerwartet günstige Versorgung anzusehen sich wohl berechtigt halten durfte, und „in den sauren Apfel beissen". Denn er fand in Posen nur „garstige Aussichten, das Schulleben, das ihm zu enge war, die Polen, mit denen nichts anzufangen sei, unter 18 Lehrern nur zwei deutsche, Rector Kaulfuss und Prof. Bernd, die Barbarei und den Mange lan litterarischen Hülfsmitteln". Dazu kam, dass grade jetzt sich die Aussicht auf ein Zusammenleben mit Wernicke eröffnete, der um für sein bedenklich gesteigertes Brustleiden bessere Pflege zu finden und weil ihm bei seiner Kränklichkeit die Subsistenz in Berlin schwer wurde, nach Breslau zu seiner Mutter ging. Als er im August dorthin kam, fand er Gerhard auf dem Krankenlager. Er hatte seine Mutter im Bade Flinsberg besucht und war dort von einem Fieber befallen, welches gleich einen gefährlichen Charakter annahm, anfangs kaltes Fieber zu sein schien, aber mehr und mehr ein hektisches zu werden drohte und in Verbindung mit dem gesteigerten Augenleiden ihn in den traurigsten Zustand versetzte. Auch Wernicke war fast immer ans Bett oder doch ans Zimmer gefesselt, so dass mehrere Monate lang die Freunde einander gar nicht sehen konnten. Am 1. Sept. sollte Gerhard seine Stelle in Posen antreten, allein immer sich wiederholende Fieberanfälle hielten ihn zurück; erst Ende November konnte er sich auf die Reise dahin begeben.

Im Laufe des Sommers aber war ein Unternehmen zu Stande gekommen, das Gerhard in der nächsten Zeit lebhaft beschäftigte und ihm Unannehmlichkeiten in reichem Maasse zuzog.

Noch in Berlin hatte im Gespräch mit Zumpt und Wernicke der Gedanke eine Zeitschrift zu gründen, in welcher „eine Art Vehmgericht über die schlechte Litteratur gehalten werden sollte", lebhaften Beifall gefunden. In Breslau nahm ihn Gerhard ernstlich auf und erörterte zunächst mit Wernicke in einer Reihe von Briefen Tendenz und Plan einer solchen Zeitschrift, dann wurden Zumpt und Meier zugezogen, zuletzt Böckh, der sich lebhaft für den Plan interessirte; Wolf blieb dem Unternehmen ganz fremd[1]. Man steckte sich das höchste Ziel. Durch tüchtige Arbeiten sollte gezeigt werden, was mit wahrem wissenschaftlichem Sinn geleistet werden könne, daneben sollte die strengste Polemik mit allen Mitteln das Schlechte und Gemeine vernichten. Die besten jugendlich strebenden Kräfte hoffte man bald unter diese Fahne zu ver-

[1] Die in den philol. Blättern S. 95 f. abgedruckten Epigramme auf Wolf von Jacobs, Bothe (in dessen opusc. Berl. 1816 p. 101) und Kühnau (Heidelb. Jahrb. 1817. Int. Bl. V p. 157), waren schon mehrere Jahre vorher Wernicke von Wolf mitgetheilt.

einigen[1], Böckh versprach eine Abhandlung über Philologie, Tölken machte sich mit Eifer an einen nie vollendeten Aufsatz über die Kunstschätze Berlins, ausser von Zumpt und Meier rechneten sie auf Beiträge von Lachmann und Twesten, eine Zeitlang auch von Passow[2]. Während der Verhandlungen trat aber die Polemik immer mehr als Hauptsache in den Vordergrund, und wie ehrlich und lauter auch die Absichten der jungen Reformer waren, so täuschten sie sich doch völlig über den Einfluss, welchen gekränkter Stolz und getäuschte Erwartungen auf die Richtung und Haltung ihrer Polemik übten. In Breslau hatte Gerhard die Gewissheit erhalten, dass Hermann sein Recensent sei, Hermann, der Poppo trotz der „kriechenden Dedication", Spitzner und Friedemann lobte, die ihnen so gering erschienen, und von denen Poppo sich durch eine Recension von Bekkers *anecdota*[3] ihnen besonders missliebig gemacht hatte. Und diese Leute erhielten gleich vorzügliche Schulstellen in Preussen, sowie andere Schüler von Hermann, mit denen nun auch alle Universitäten überschwemmt wurden, Schneider war nach Breslau berufen, Seidler kam nach Halle, für die nächste Stelle war Näke in Aussicht genommen. Nur Berlin „hatten die Götter beschützt vor der sächsischen Niedertracht und Gemeinheit", und wer konnte wissen, „wie sehr die Philologie zurückgehalten wäre, wäre Wolf nicht in Berlin, und statt dessen Hermann hingekommen." Man wusste zwar durch Böckh, dass Hermann in Berlin keine Verbindungen und keinen Einfluss habe, sich nur gelegentlich gegen Buttmann äussere, aber er blieb doch Haupt und Götze der Schule, die vernichtet werden musste. Wernicke hatte noch andere Grössen, die ausgelöscht werden sollten, wie Voss und Huschke, an die sich Gerhard auch gern erinnern liess, aber der Hauptangriff musste erst gegen Hermann und die Sachsen gehen. Auch die gereizte politische Stimmung jener Zeit wirkte mit. „Die Zeit gährt noch," schrieb Gerhard an Wernicke (18. Juni 1816) „sie ist noch kräftiger Worte empfänglich. Das böse Element erleichtert seinen eigenen Sturz. Sachsen und Preussen bilden auch in der Wissenschaft einen schroffen Gegensatz und das Sudlervolk der Litteraturzeitungen

---

[1] Gerhard wünschte die Zeitschrift solle sich nicht auf klassische Philologie beschränken, hauptsächlich um Schubarth heranzuziehen, der unter dem Namen Rübezahl einige wunderliche Aufsätze lieferte, gegen deren Aufnahme aber Wernicke protestirte.

[2] „Die Ehre der Aufforderung müssen wir ihm wohl gönnen," schrieb Gerhard an Wernicke (18. Juni 1816) „da wir alle gut mit ihm stehen. Seine Sachen aber sind schlecht, seine ganze Gelehrsamkeit und sein Scharfsinn nicht weit her, die Recensirkraft von 1807 ist erloschen."

[3] Jen. Litt. Ztg. 1816 Apr. N. 69 f.

weiss mit den kecken Berlinern nichts anzufangen; der Gegensatz kann nicht schärfer geschnitten sein, der in Berlin zwischen H— und keuschen Mädchen ist.“ Wie sehr Böckh diese Stimmung theilte, sieht man aus einem Briefe an Gerhard (25. Jan. 1817). „Wollen Sie zu etwas kommen, müssen Sie es so anfangen. Gehen Sie nach Leipzig und leben Sie von Correcturen; machen Sie da einen Index zum Paläphatus und bringen etliche Conjecturen darin an, oder schreiben Sie ein Alphabet de sexto pede versus senarii apud Euripidem oder sonst ein tüchtiges Werk und werfen Sie sich damit Hermann zu Füssen. Anders geht es nicht.“ Mit den Litteraturblättern standen sie auch nicht auf gutem Fuss. Von den Leipzigern waren sie von vorn herein ausgeschlossen, Schütz lehnte ihre Beiträge für die Hallische ab, Eichstädt nahm zwar manches auf, wies aber noch mehr zurück und bat auch für die eingesandten Recensionen sehr höflich um mehr Kürze und weniger Grobheit. Auch deshalb war ein eigenes Organ wünschenswerth.

So wie es aber an die Ausführung ging, trat gleich die Noth ein. Sie hatten nicht gezweifelt, dass ein bedeutender Verleger gleich bereitwillig sein würde, Gerhard bestand darauf „Bedeutendes Honorar oder gar keins, nur keine Lumperei — aut Caesar, aut nihil!“ Es blieb bei *nihil*, und sie waren froh, als Holäufer in Breslau sich für zwei Hefte verpflichtete, der weder die nöthigen Mittel anwendete den Druck, der in Berlin geschehen musste, in raschem Gange zu erhalten, noch das Journal zu vertreiben. Die gehofften Beiträge blieben aus; wäre nicht Gerhards [Desiderius] Recension von Poppos observationes fertig gewesen, die Meier [Freimund] mit Anmerkungen begleitete, der Druck hätte gar nicht beginnen können; Wernicke [Verus] machte mit Mühe eine Recension von Huschkes Tibull fertig; sonst steuerte nur Meier einen kleinen Aufsatz, Zumpt ein paar harmlose stilistische Bemerkungen bei; die poetischen Beiträge waren von Gerhard [Archilochus] und Wernicke [Hipponax], die Einleitung von Gerhard. Durch Wernickes Entfernung von Berlin, Gerhards Abgang nach Posen, beider Kränklichkeit war ihnen unmöglich für die Drucklegung Sorge zu tragen. Die ganze Last fiel auf Meier[1], der mit gleich unermüdlicher Treue Re-

[1] Als Zumpt Bedenken äusserte an einem Blatt mitzuarbeiten, das ein Student herausgebe und an dem Studenten sich betheiligten, und Wernicke das nicht missbilligte, empörte sich Gerhard dagegen. „Wie?“ schrieb er Wernicke (3. Aug. 1816) „hat denn auch Euch, oder vielmehr Zumpt allein, der verruchte Hochmuth gefressen, den wir eben bekämpfen wollen? Es ist wahr, dass es vor den Leuten nicht gut klingt, dass ein Student herausgiebt; vor den Leuten klingt aber die ganze Sache nicht, und die Beleidigung wäre noch stärker, wenn ein Student sie gut träfe. Das ist wahrhaft abscheulich,

daction und Correctur übernahm, und warnte, strich und milderte, wo es die übermüthigen Freunde zu arg machten[1], unterstützt von Zumpt, dem „sorglichen Hausvater“[2], der allen Scandal vermieden wünschte[3], und von Böckh. So erschien denn mit genauer Noth Anfangs 1817 das erste Heft der Zeitschrift, nicht unter dem von Gerhard vorgeschlagenen Titel Die Eule, sondern als Philologische Blätter mit dem Motto, das Hermann bei den lectiones Apollonianae vermisst hatte, *μαθόντες ἄχραντα γαρύετον*[4].

Böckh war ganz zufrieden. „Den philologischen Blättern“ schrieb er Gerhard (25. Jan. 1817) „wünsche ich von Herzen Bestand: das erste Heft ist eine wohlschmeckende Probe, sie hat meinen ganzen Beifall. Aber meine Beifallsbezeugungen werden sie nicht dick machen, und Sie haben alle Häupter und die Trompeter derselben durch das ganze römische Reich vor den Kopf gestossen. Der Sinn ist vortrefflich, meine verdammte Klugheit aber, die ich beim Herumlaufen auf den Strassen der Menschen, ich weiss selbst nicht wie und wo, aufgelesen habe, oder die mir vielmehr, wie in schwerem Boden der Koth an den Stiefeln, hängen geblieben ist, lässt mich dabei zu keinem wahren Frohlocken kommen. Es wird ein fürchterlicher Feuerlärm entstehen, als ob etliche junge Raubmörder den gelehrten Bau der ehrwürdigen Philologie niederbrennen uud die Fürsten dieses Staats in demokratischer Wuth niedermetzeln wollten; man wird schweres Geschütz auffahren, um die Rumpelkammer zu vertheidigen; man wird einen Tugendbund wittern, der diesen Staat zertrümmern wolle, um selbst zu herrschen: Sie werden entweder das Haupt oder doch eins der bedeutendsten Glieder sein, die anderen haben sich besser gedeckt. Auf meine Verschwiegenheit können Sie rechnen. Vielleicht wird auch Wolf an die Spitze gestellt, vielleicht auch meine Wenigkeit. Mir gleich! Sie werden recensirt werden: zu Wien von Schneider dem Alten, zu Jena von Schneider dem Jungen oder dessen Popo: zu Halle von dem Schützen, zu Göttingen von einem Philister. Was wollen Sie mehr? Ei freilich noch etwas: man muss doch auch in Leipzig recensirt werden, und da wird es am schlimmsten

---

dass Ihr an keinem Blatt arbeiten wollt, wo Studenten sind? Sagen wir denn das nicht immerfort, dass die Klugheit nicht mit den Jahren kommt? Wir nehmen das Gute von wem wir es bekommen.“

[1] Meier gerieth eines Tages in nicht geringe Verlegenheit, als ihn Poppo mit einem freundlichen Besuche beehrte, während er grade an Gerhards Recension corrigirte.

[2] Zumpt hatte sich 1816 verheirathet.

[3] Vgl. Zumpts epist. ad Iacobsium vor Wernickes Tryphiodor p. VIII f.

[4] Philologische Blätter (Breslau 1817) I. II.

hergehen; denn wer vom sächsischen Gift spricht, der wird aufgehängt. Wer wird sie aber abschneiden wollen? Kommen Sie diesmal mit dem Leben davon, dann werden Sie Kaiser, oder da sie doch in der Nähe sind, König von Polen. — Schreiben Sie mir, ob Sie mich noch für Ihren Freund halten. Sie können auf mich zählen, aber treiben Sie alles mit Maass und lassen Sie Ihre Persönlichkeit mehr im Hintergrund." Der Feuerlärm wurde nicht so laut, aber Unwillen und Missbilligung waren um so allgemeiner. Man hatte Schiller und Goethe die Xenien nicht verziehen, wie sollte man zwei jungen Gelehrten, die kein Ansehen besassen und deren Leistungen in der Zeitschrift selbst nicht bedeutend genug waren um es zu begründen, so petulante Angriffe verzeihen? Zwar Hermann allein afficirte dergleichen gar nicht, er schrieb nur nach Berlin, die Herausgeber schienen wunderliche junge Leute zu sein[1]; aber in Breslau war der Rumor natürlich gross zum ärgerlichen Missbehagen von Gerhards Eltern. Auch in Berlin hörte man nur Tadel, von Buttmann, wie Böckh meinte, aus Neid, weil er die Epigramme nicht selbst gemacht hätte und auch andere witzig wären; Wolf, so sehr ihn der ebenso boshafte als witzige Lumpenrock, den Wernicke für die Vosse zusammengeflickt hatte, amüsirte, sprach doch seine Missbilligung aus. „Böckh verliert immer mehr die Courage," berichtete Meier „je mehr die Leute ihr Missfallen über die Distichen bezeigen und er zu vertheidigen versuchend sich bloss giebt; von der Abhandlung, die er neulich unaufgefordert anbot, ist er jetzt ganz still." Das Geheimniss der Pseudonymität war natürlich nicht bewahrt worden. Für die wissenschaftlichen Arbeiten war sie nicht einmal ernst gemeint, Gerhard hatte seines Desiderius vor Angehörigen und Bekannten kein Hehl, wie er auch später diese Unterschrift noch gern gebrauchte. Bei den Versen war freilich verabredet das Incognito streng zu wahren; allein Wernicke hatte seinen Lumpenrock früher schon Wolf und anderen mitgetheilt, und wenn Hipponax bekannt war, war Archilochus wenigstens nicht schwer zu errathen. Es war nicht frei von Sophisterei, wenn Gerhard unter diesen Umständen öffentlich[2] wie vor seinen Angehörigen, welche durch die gegen ihn gerichteten Beschuldigungen sehr beunruhigt wurden, und vor Freunden die

[1] In Leipzig kamen Schäfer und Spohn ihnen freundlich entgegen. Reisig schrieb an Wernicke (3. Apr. 1818): „Erkennen Sie aus der Uebersendung dieses Schriftchens, dass ich Sie verstehe in Ihrem besten und schwierigen Streben Vorurtheil und Partheigeist wegzuheben," und liess auch Gerhard freundlichst grüssen.

[2] In Okens Isis 1818 S. 1094 und in der Jen. Litt. Ztg. 1818 Aug. N. 58 p. 464 erschien folgende Erklärung: „So wenig ich es im Allgemeinen für unrühmlich halte, irgend etwas mit den philologischen Blättern Uebereinstimmendes geschrieben zu haben: so wenig kann ich es doch anerkennen, wenn

Verantwortung für die Epigramme ablehnte, und es war eine eigenthümliche Zumuthung, nach solchen Epigrammen, mochten sie von ihm geschrieben oder nur in seiner Zeitschrift gedruckt sein, Schütz Recensionen anzubieten[1], und Passow bei der Anwesenheit in Breslau um Ostern 1817 einen Besuch zu machen, in der Erwartung, auch sie würden thun, als sei nichts vorgefallen[2]. Passow wies ihm die Thür[3] und wurde auf Gerhards Klage, da das Gericht dies Verfahren nicht als „erlaubten Gebrauch des Hausrechts" anerkannte, zu 5 Thlr. Strafe und in die Kosten verurtheilt[4]. „Uebrigens habt Ihr beide, Sie und Wernicke, kein Herz;" schrieb jetzt Böckh (20. Mai 1817) „denn nachdem Ihr die Pfeile losgeschossen habt, wollts Ihr nun nicht Wort haben und behauptet, sie

jemand sich berechtigt, oder, wie der Verfasser eines neulichen Anfalls auf mich [Paulssen] ermächtigt glaubt, mich für jene Schrift und mit ihr manche herrenlose bedenkliche Sache verantwortlich zu machen, für die ich es, für meine Person vollends, nicht bin, weder als Unternehmer noch als Verfasser, noch als Gleichgesinnter. Prof. Gerhard." In der Isis stand darüber:

Schimpfst Du auf Distichen, Freund? Pfui! Zimmre doch wieder ein Verslein! Debet löschen wir nur, wenn man uns Gleiches bezahlt. Distichen 5, 1.

[1] Jul. Schütz, Chr. Gottfr. Schütz I S. 104 f.

[2] Meier schrieb ihm, er habe sich nicht denken können, dass er Passow besuchen werde, da er wisse, wie er über ihn urtheile.

[3] „Da Gerhard die Dreistigkeit hatte mir nach Erscheinen der Blätter von Posen aus einen Besuch zu machen," schreibt Passow an H. Voss (10. Sept. 1817) „habe ich ihm wie billig die Thür gewiesen; darüber hat er einen Injurienprozess gegen mich erhoben, den er zu gewinnen hofft, woran ich aber stark zweifle. Erlebt er dennoch dies Unglück, so bleibt mir nichts übrig als die Publicität, und lasse ich dann die ganze Geschichte durch meinen Advokaten in Druck geben." Frz. Passows Leben und Briefe S. 246. 352. In die Jenaische Litt. Ztg. (1817 Aug. N. 182 S. 624) liess er die vom 8. Juli 1817 datirte Erklärung einrücken: „Man hat ausgesprengt, dass ich an den hier erschienenen sogen. philologischen Blättern Antheil habe. Darum bemerke ich für diejenigen, die mich nicht kennen, dass ich mich in so schlechte Gesellschaft nicht begebe." Manso schrieb an Schütz (18. Juni 1817): „Die jungen litterarischen Fanten, die in den philologischen Blättern ihren Witz und Aberwitz zum Besten geben, sind zwei junge, vielwissende, durch Studiren bereits krank gewordene, aber durch eben dieses Studiren mit hoher Einbildung erfüllte Breslauer, Gerhard, jetzt Professor in Posen, und Wernicke, jetzt im Bade zu Reinerz. Unter uns: beide waren Passows Herzensfreunde. Es gab ihm keine würdigere junge mehr versprechende Gelehrten. Jetzt, da sie Reime auf ihn gemacht haben, hat er dem ersteren die Thüre gewiesen und ist deshalb von ihm verklagt worden." Jul. Schütz, Chr. Gottfr. Schütz I S. 390.

[4] Gerhard wollte appelliren, unterliess es aber, von seinem Vater über die grosse Unsicherheit eines günstigen Erfolgs belehrt. Auch die Appellation ans Publicum, an welche beide dachten, unterblieb glücklicherweise.

seien von Berlin abgesandt worden. Der alte Schneider schreibt einen Brief über den anderen hieher, um darüber ins Klare zu kommen; und auch Passow hat sich erkundigt. Der letztere scheint den Verdacht auf mich geleitet zu haben; am Ende wird aber Wolf alles gethan haben müssen. Nun, auf diesem möchte es immer sitzen bleiben; aber für mich passt es schlechter und würde eine grosse Falschheit von mir sein, da ich mit Passow und Schneider nur einen freundlichen Umgang gehabt und von ihnen nie Böses erfahren habe."

Im Sommer 1817 wurde das zweite Heft mit Mühe flott gemacht, in dem ein ganz neuer Name, Malchus [Wernicke], Justus und Archilochus [Gerhard], auch als Prosaiker sich zeigten, aber keine neuen Mitarbeiter; mit Ausnahme von zwei kleinen Aufsätzen Meiers und Wernickes war alles von Gerhard geschrieben. Damit nahm die Zeitschrift ein Ende, Verleger und Mitarbeiter waren müde geworden, nur Gerhard nicht. Einige polemische Aufsätze, die für das dritte Heft bestimmt waren, liess er in Okens Isis abdrucken[1]. Ungedruckt aber blieben Zwölf Dutzend Distichen und eine aristophanische Komödie Die Philologen, in welcher die Freigeister d. h. die Personen der philologischen Blätter Desiderius, Justus, Verus, Freimund, Rübezahl und Lucius nach Leipzig kommen und Hermann von Schülern umgeben besuchen, dem dann gar übel mitgespielt wird. Gerhard wollte das derb witzige Stück, an dem Wernicke und Meier, die es einer strengen formalen Kritik unterzogen, wie Böckh grosses Gefallen hatten, nach dem Aufhören der Blätter als Almanach erscheinen lassen; zum Glück fand sich kein Verleger. Trug die Komödie gleich das Motto *Οὐχ ὁ Σωκράτης, ἀλλ' οἱ μετεωροσοφισταί*, so leistet sie in persönlichen Angriffen doch das Mögliche, während Gerhard gestand, dass ihm von Hermanns Persönlichkeit und Charakter. von den Verhältnissen, die im Detail geschildert wurden, nichts Näheres bekannt sei, daher wohl manches nicht treffen möge[2]. Vor allem war

[1] Es sind die Aufsätze:

Sechs Theses, so von einem Breslauer Schneiderlein, altdeutschen Rockes, im grossen Hörsaal der Universität zur Erlangung des Doctorhutes öffentlich verfochten worden. Aus dem Nachlass der philologischen Blätter. (Isis 1818 S. 1091 f.) [Wilhelm Schneider hatte bei seiner Promotion am 29. Oct. 1817 als letzte Thesis aufgestellt *Schedae philologae nuper editae non plane abiiciendae sunt.*]

Gegen die philologischen Blätter. Von Integerrr. (Isis 1818 S. 1092 ff.) [Keine glückliche Ironie.]

Ueber Kritik und Litteraturzeitungen I von Archilochus (Isis 1818 S. 1134 ff.); II von Hipponax und Justus (eb. S. 1575 ff.).

[2] Schubarth, der damals in Leipzig studirte, sollte Material liefern, lehnte es aber ab.

das Bild Hermanns in seinen Grundzügen falsch gezeichnet. Mag Hermann sich in seinem günstigen Urtheil über manche Schüler, mitunter vielleicht durch ihre Anhänglichkeit bestochen, geirrt haben — was wohl jedem Lehrer begegnen wird —, konnte er auch durch rücksichtslose Strenge verletzen, um anderes als Wahrheit war es ihm nie zu thun, und durch Loben und Empfehlen sich Anhang schaffen, gar durch Intriguen Clique machen, um als Schulhaupt gepriesen zu werden — kein Gedanke der Art ist je in seine Seele gekommen. Als Meier von Halle aus zu Anfang 1819 Hermann besuchte, wurde er gleich von ihm gewonnen und theilte das Gerhard mit[1]. Dieser ist später Hermann nicht nahe getreten, aber im Jahr 1847 hatte ich die Freude beide verehrten Männer als Gäste im unbefangenen heiteren Gespräch, beiderseits von einander befriedigt bei mir zu sehen.

Die Correspondenz Gerhards, Wernickes und Meiers aus diesen Jahren liegt mir vollständig vor. Anmassung und Uebermuth der Jugend spricht sich leidenschaftlich in ihnen aus, aber nirgend kommt ein unedler Zug zum Vorschein. Es ist ihnen voller Ernst mit ihrer Wissenschaft, ehrlich, aufrichtig und rücksichtslos streng sind sie gegen sich selbst und untereinander.

Wer Gerhard in späteren Jahren kennen lernte und beobachtete, wie er vermied zu verletzen, dass er ungern widersprach und abweichende Ansichten sich und andere zu schonen gern durch die Ausdrucksweise verhüllte, möchte wohl meinen, jene Schärfe und Petulanz sei nur eine äusserliche Angewöhnung des jungen Gelehrten gewesen; aber sie lag tief in seiner Natur und die Erfahrungen seines Lebens hatten ihn gelehrt sie zu bezwingen. Wenn er sich unter Freunden gehen liess, wusste er mit unvergleichlicher Eleganz die stachlichsten Pointen leichthin durch das Gespräch zu streuen; so angenehm er es bemerkte, wenn man sie verstand, so liebte er doch nicht, dass man darauf insistirte und ihn daran festzuhalten suchte.

Dass in jener Zeit alle Schärfe heraustrat, dazu wirkte der Aufenthalt in Posen nicht wenig mit. Am 29. Nov. 1816, seinem Geburtstage,

---

[1] „Hermann hat mir sehr wohl gefallen; ich habe an ihm weder die lästige und drückende Höflichkeit anderer Sachsen, noch auch im Umgang irgend eine Spur von Wolfs grossprecherischem und vornehmen Wesen gemerkt, er sprach offenherzig. Ich hospitirte in seinem Collegium, wo er die Alcestis erklärte, und auch hier gefiel er mir; war sein Vortrag frei, so muss ich gestehen, habe ich noch nie so leicht lateinisch vortragen hören. Es kam nichts Erlesenes vor, aber man sah ihm die sorgfältige Vorbereitung an, so dass ich überzeugt bin, dass seine Interpretation in den Collegien nützlicher und lehrreicher ist als irgend eine Berlinische.“ (17, Febr. 1819.)

traf Gerhard dort ein, begleitet von seiner Mutter, die ihm die ersten Einrichtungen zu seiner häuslichen Existenz treffen half. Sein Eintritt war nicht der erfreulichste. Das Lehrercollegium, meist aus älteren Männern bestehend, sah den Einschub eines so jungen Professors mit bedeutendem Gehalt nicht gern und war verstimmt, dass gleich zu Anfang schon eine Vertretung nöthig geworden war; das schmächtige, noch ganz jünglingshafte Aeussere Gerhards, seine unverkennbare Schwächlichkeit schienen nicht viel zu versprechen. Am 2. Dec. wurde er im Auftrage des Oberpräsidenten di Zerboni di Sposetti vom Rector Kaulfuss eingeführt, wobei er sich mit einer lateinischen Rede producirte. Er hatte in den beiden oberen Klassen des von 520 Schülern besuchten Gymnasiums lateinischen und griechischen Unterricht zu geben. Die Schulsprache war zwar die polnische, deren Gerhard nie mächtig wurde, allein sowohl die Erklärung der Schriftsteller als die Vorträge über griechische und römische Alterthümer wurden in lateinischer Sprache gehalten. Mit ernstem Eifer nahm er seines Berufes wahr, wobei die Disciplin den gewitzten polnischen jungen Herren gegenüber einige Schwierigkeit machte, und suchte strebsame Schüler auch ausser der Schule durch Privatunterweisung zu fördern. Aber bald wurde die kaum begonnene Thätigkeit unterbrochen. Nach Neujahr stellte sich das Fieber wieder ein, das ihn die nächsten Jahre nur mit Unterbrechungen verlassen hat, und das ihn Wochen lang ans Zimmer fesselte; suchte er dann auch einen Theil der Stunden zu Hause zu geben, so fiel doch wesentlich immer die Vertretung den Collegen zu. Dazu kam die zunehmende Schwäche seiner Augen, die ihm nicht allein die äusserste Schonung auferlegte, so dass er sich meistens vorlesen lassen musste[1] — und brauchbare Vorleser für Deutsch, Lateinisch und Griechisch unter den Schülern zu finden war schwer — sondern ihn zwang das Licht zu meiden und Abends im Finstern zu sitzen. Bei solchen Leiden und Hemmnissen kam ihm nicht einmal ein geistig befriedigender Umgang zu Hülfe. Er hatte Wohnung und Tisch bei einer verwittweten Präsidentin Rose gefunden, welche zwei hübsche Töchter und einen Sohn hatte, die seinen täglichen Umgang bildeten. „Frau Rose ist eine gute Frau, die älteste Tochter eine von den stillen, die jüngste kindisch lustig, das Söhnlein schwach und gutmüthig. Mit der ersten vertrag ich mich, mit der zweiten zank ich mich, mit der dritten bespass ich mich, den vierten examinir ich.“ Zwar legte er sich der „schönen Trotzigen“ zu gefallen sogar eine Zeitlang aufs Guitarrespiel, aber befriedigen konnte ihn der „gar luftige, französisch-polnische Sinn“ dieses Verkehrs nicht. Unter den Collegen

[1] Als regelmässige Lecture wählte er auch die Bibel, die mehrmals ganz durchgelesen wurde.

war der einzige Bernd, mit dem sich Umgang halten liess, aber der war viel beschäftigt und wenig zu haben. „Ich suche Menschen, aber wo soll ich sie finden?“ schrieb er Meier (8. März 1817). „Mit meinen Hausgenossen geht es in die Länge nicht; ich durchsuche den Casino und finde nichts, wo nur Leute sind, suche ich, immer umsonst! Kaum ist ein Mensch, vor dem ich mich zu sprechen getraute, wie viel weniger einer, der mich verstünde. Und das Infame der ganzen Lage, bei der ich mich und andere zu Grunde richte. Ist denn kein Mittel herauszukommen? will kein günstiger Wind wehen? Bedaure mich, mein Freund, nur rathe und tröste nicht. Widerstehen werde ich wohl; was ich wirken kann, wird geschehen, anderes aber lässt sich nicht rathen und wer das Schreckliche eines Dinges nicht selbst geschmeckt und ausgekostet hat, der mag nur nicht rathen. Es ist genug Kraft in mir, aber geht es noch lange so, so bin ich dennoch verloren. Gäbe mir der Himmel nur wenigstens meine Augen!“

Ein Besuch in Breslau bei den Seinigen während der Osterferien, durch jene Begegnung mit Passow gestört, liess ihn nachher die Oede in Posen nur um so schwerer empfinden. Da sich in seinem Befinden wie in seinen dortigen Verhältnissen nichts besserte, wurde seine Stimmung immer düsterer und bitterer. Angehörige und Freunde, die, weil er es nicht liebte zu klagen, mehr eingebildete Unzufriedenheit und Schwäche bei ihm voraussetzten als billig war, konnten derselben durch Mahnungen zur Mässigung und Ruhe nicht wirksam begegnen. Sein einziger Wunsch war fortzukommen, von einer freieren Stellung unter günstigeren Verhältnissen erwartete er Besserung, und seine Hoffnung ruhte auf Böckhs Theilnahme und Unterstützung. „Der gute Mann spricht viel und thut doch schlechterdings gar nichts,“ schrieb aber Meier (18. Juli 1817) „ich baue auf ihn in der Hinsicht auch gar nicht. Ob er sich scheut uns zu empfehlen, oder ob er glaubt dass seine Empfehlung nichts nütze, das weiss ich nicht, aber dass er nichts thut ist mir gewiss.“ Eine Erfahrung, die er in dieser Hinsicht machen musste, erregte den tiefen Unwillen des treuen Freundes. „An dem Tage“ schreibt er (21. Aug. 1817) „reiste unser Freund und Gönner, unser August und Mäcen, dein *alter parens* von hier ab. Er hatte mich zu sich gebeten, da kam Hr. Wilib. Müller, den Du wohl aus dem Seminar noch kennst, meinetwegen ein recht guter Mensch, aber kein Philolog, stecke die Grenzen dieses Begriffs so eng und so weit als Du nur willst. Ich habe Dir wohl schon geschrieben, dass Tölken mit dem Grafen v. Sack nach Griechenland reisen sollte, der ihm die Reisekosten hergeben wollte. Tölken hatte sich von der Regierung einen Credit von 6000 Thlr. erbeten, um die Reise für Wissenschaft und Kunst

nützlich zu machen[1], hatte sich erboten Inschriften abzuschreiben und eine treffliche Instruction ausgearbeitet, die er dem Urtheil der Akademie anheim zu geben bat. Diese erklärte sich, nur an ihre Inschriften denkend, bereit für diesen Zweck 500 Thlr. zu geben, und der Minister stellte nun Tölken für den Fall, dass Graf Sack stürbe, einen Credit von 1500 Thlr. in Aussicht. Tölken musste die Sache aufgeben. Und nun hörte ich, dass Hr. Wilib. Müller, der doch von dem, worauf es bei einer Reise nach Griechenland ankommt, keine Ahnung hat, unter denselben Bedingungen wie Tölken mit Sack geschickt wird. An Dich, dem diese Reise vor allen wohlthätig gewesen wäre, und der Du noch besser als Tölken die Sachen hättest besorgen können, an Dich dachte er wieder nicht, dieser alter parens. Ich glaube, dies mag Dich wohl überzeugen, dass er sich um uns weiter nicht sehr kümmert, und ich wünsche nur, dass Du wenigstens auf ihn nicht mehr bauen möchtest, so wie ich das gewiss nicht thue."

Gerhard erhielt diese Nachricht im Bade von Warmbrunn, das er in den Sommerferien besuchte. Als er nach kurzem Aufenthalt bei den Seinigen im September nach Posen zurückkehrte, und alle alten Leiden und Hemmungen ihn wieder lähmten, wurde ihm die Existenz dort so unerträglich, dass er bei der Regierung in Posen um seine Entlassung einkam. „Ich bin diese Bitte mir selbst schuldig und dem Zweck, für den ich gearbeitet habe. Ich habe für diesen Zweck nur geleistet, was ich konnte, nicht was ich wollte und sollte; ich bin mir bewusst nach meinen Kräften gearbeitet zu haben, aber ein Gesunder und der Landessprache Kundiger hätte mehr thun können. — Seit meinem hiesigen Aufenthalt bin ich oft kränklich gewesen, gesund noch nie; meine leibliche und geistige Lebenskraft ist unterdrückt, ein hartnäckiges Augenübel hat mich zu völliger Unthätigkeit genöthigt." Angesichts des herannahenden Winters bat er um sofortige Entlassung und setzte zugleich den Minister von seinem Entschluss in Kenntniss (10. Sept. 1817), indem er um Ertheilung wo möglich einer akademischen oder auch einer Schulstelle in einer südwestlicheren Gegend, einstweilen um Gewährung der nöthigen Subsistenzmittel bat[2]. Die Nachricht von diesem Schritt war für seine Eltern ein Donnerschlag. „Wie Du ohne Vermögen, belastet von Schulden auf Deine Dienstentlassung hast antragen können," schrieb der Vater (16. Sept. 1817) „ist mir unbegreiflich, und wahrlich, es muss dies in

[1] Die Ausbeute dieser Reise an antiken Kunstwerken wurde später vom Grafen v. Sack dem Museum in Berlin geschenkt.

[2] Er hatte Aussicht einige junge reiche Polen auf die Universität zu begleiten und dadurch zunächst sich den Aufenthalt in Berlin zu sichern.

einem Zustande völliger Bewusstlosigkeit geschehen sein; bei ganz gesundem Verstande würdest Du es nicht wagen, aus dem Hafen eines sichern Auskommens, in den wir Dich mit grosser Freude eingelaufen sahen, in ein weites Meer von vielleicht durchaus eitlen Hoffnungen und Wünschen hinauszusteuern." Auch die Mutter, durch Krankheit gedrückt und von dem Entschluss ihres Sohnes wie von dem Eindruck, den er auf den Vater machte, gleich schwer betroffen, überhäufte ihn in ihrem Kummer mit Vorwürfen. Beide verlangten entschieden, dass er den Schritt rückgängig machen solle.

„Liebe Mutter," antwortete der Sohn (18. Sept. 1817) „der Vater hält mich für toll, das nehme ich keinem übel, wie sollte ich es meinem Vater? Du, meine Mutter, sprichst mir Liebe, Vertrauen, alles Sittliche ab, kennst Du mich nicht besser? Es thäte Noth einen Fremden hieher zu rufen, der Verstand hätte zu urtheilen, Theilnahme zu hören und ein Herz zu fühlen; der würde anders urtheilen. — Du setzest diesen Schritt neben die anderen dummen Streiche, von denen Du mich nicht habest abhalten können. Ich mag wohl manchen dummen Streich gemacht haben, aber wahrhaftig keinen, den ich zu bereuen hätte. Aus Bosheit nie; in den letzten Jahren, da ich immer mehr auf mich achte und nach Grundsätzen handle, immer aus der besten Absicht und mit Ueberlegung; auch ist keiner darunter, den ich der Folgen wegen bereuen könnte. — Liebe Mutter, sage mir das Härteste aufs härteste mit Deinen Gründen, aber werde nicht bitter! — Ich bin ein unglücklicher Mensch. Du hältst mich für thöricht, weil ich auf mein ganzes Leben denke und nicht für den Augenblick, für zurückhaltend, weil ich vergebliche Klagen Dir gern vorenthielt, für kalt, weil die Liebe das Heiligthum meines Innern ist. Ach, das ist ja eben mein Unglück, keine verwandte Seele zu finden. Die Verhältnisse sind hart für mich und können härter kommen; ich selbst bin mit mir einig, den inneren Frieden schätze ich höher als die Klugheit, und tief niedergebeugt, nur halb der Alte, darf ich der ganzen Welt kühn ins Auge sehen, und an mir selbst verzweifle ich nicht. Wenn Du aber an mir verzweifelst, wenn ich denken soll, dass meine innig geliebte Mutter eher unglücklich werden soll als ich, weil sie mich nicht kennt, mir nicht mehr vertrauet, dann ist es etwas anderes. Liebe Mutter, ist Deine Meinung von mir keine andere, muss ich fürchten, dass sie Dich immer tiefer betrübt — gut! sage mir was Du verlangst für den Augenblick, und ich will folgen wie ein Kind. Hörst Du? für den Augenblick, auch dann will ich folgen. — Ich habe mich wohl gehütet, so lange es nicht Noth war, Dir vorzuklagen; hätte ich das in jedem Briefe gethan, Du würdest wohl nicht von blosser Unbehaglichkeit und Laune reden. Unthätig in die Stube gebannt zu sein, im Ge-

fühl der Schwäche keinen Freund, den Gleichheit der Gesinnung und Verhältnisse zum Freunde machte, nichts Angenehmes in der ganzen Lage — ich dächte, das hätte mancher bemerken können, wie eine solche Lage nach und nach mich geistig erschlafft und stumpf gemacht hat. Leben bleiben werde ich, auch mein tägliches Brot haben, aber wo so viel Abzehrendes und nichts Erhebendes für den Geist ist, was soll da entstehen? — Es wird wohl beim Alten bleiben. Schreibe Deine Wünsche, ich thue alles, was zu Deiner Ruhe nöthig scheint. Es lässt sich noch alles rückgängig machen, es wird und soll geschehen, wenn Du es wünschest."

Auch in Posen kam Gerhards Entlassungsgesuch sehr ungelegen. Man hatte ihn schätzen gelernt, und wenn er ging, war nicht gleich ein Ersatz da und den Collegen blieb die ihm peinliche Vertretung doch nicht erspart. Man erbot sich ihm Erleichterung zu verschaffen, stellte ihm auch für die nächste Zeit eine Gehaltserhöhung in Aussicht, und so erklärte er sich bereit zu bleiben. Bald darauf kam der Vater auf einige Tage nach Posen zum Besuch, um den Sohn zu beruhigen und den herben Eindruck der letzten Verhandlungen zu mildern. In seiner häuslichen Existenz war eine Verbesserung eingetreten. Prof. Th. Bernd, der früher in Braunschweig das Campesche Wörterbuch ausgearbeitet hatte, war seit 1811 in Breslau bei der Centralbibliothek beschäftigt gewesen und von da 1815 nach Posen versetzt worden. Seine Mutter und seine verwittwete Schwester, die schon in Breslau mit Gerhards Familie bekannt geworden waren, bewohnten dasselbe Haus mit ihm und seiner jungen, Gerhard gleichalterigen Frau, einer gebornen Polin. Bei jenen miethete er sich ein, während Bernds ihn an ihren Tisch nahmen. Hier fand er einen gemüthlichen Verkehr und wohlthuende Pflege theilnehmender Frauen, die er zu vergelten suchte, wo er konnte. Ein Söhnchen, das Bernds starb, trug Gerhard auf den Kirchhof und wusste die trauernden Eltern zu trösten und zu erheitern, auch in einer schweren Krankheit Bernds stand er ihnen treu zur Seite. So knüpften sich die Bande einer Freundschaft, die in ernsten Zeiten bewährt, bis zu Ende aushielt.

Gegen Ende October zeigte sich Aussicht auf Befreiung; das Ministerium berief ihn ans Gymnasium nach Düsseldorf mit einem Gehalt von 750 Thlr. Er selber wünschte sich von Posen fort und vieles zog ihn an den Rhein, auch sagte er sich, dass er im Falle der Ablehnung sobald nicht auf eine neue Vocation rechnen dürfe und in Posen fest würde; aber er gab die Entscheidung seinen Eltern anheim. Diesen erschien die Reise im Winter gefährlich, die weite Entfernung von Eltern und Angehörigen bei seiner Kränklichkeit sehr bedenklich, und

dagegen die Gehaltsverbesserung nicht bedeutend genug; auch hofften sie, dass er sich mit Posen nach und nach aussöhnen werde. Er lehnte also ab, zumal da auch das Consistorium beim Ministerium eine Vorstellung einreichte, dass man Gerhard in seiner Stellung in Posen belassen möge. Allein er sollte dort zu keiner gedeihlichen Wirksamkeit gelangen. Die Fieberanfälle kehrten immer wieder und fesselten ihn ans Haus, die Augenschwäche nahm so zu, dass er mehr und mehr auf Vorlesen und Dictiren beschränkt wurde. Am Ende blieb ihm doch nichts anderes übrig, als auf die Thätigkeit an der Schule ganz zu verzichten und sein Amt zu Ostern niederzulegen. An litterarische Arbeiten war natürlich unter solchen Umständen nicht zu denken. Ausser seinen mit Vorliebe gepflegten polemischen Poesien kam nur ein Aufsatz für den Freimüthigen zu Stande[1]. Die schon im Messkatalog angezeigte Ausgabe des Johannes von Gaza und Paulus Silentiarius[2] unterblieb, wie die mit Wernicke gemeinsam unternommene Ausgabe des Nonnos[3]. Von diesen Studien wurde nur die kritische Revision des Maximus beendigt und später von Meier zum Druck befördert[4].

Mit dem Schluss des Semesters (15. März 1818) verliess Gerhard Posen, um in Berlin seine äussere Stellung zu ordnen und Heilung zu suchen. Man bewilligte ihm vorläufig Urlaub mit Beibehaltung seines Gehalts, da Gräfe erklärte, seine Augen gingen bei weiteren Anstrengungen dem grauen Staar entgegen. Eine von diesem verordnete mag-

---

[1] Sprachbemerkungen. An Sebastian, von Desiderius (Scherz und Ernst oder der alte Freimüthige 1817 N. 135—138). [Ueber deutsche Sprachreinigung auf Veranlassung der Ankündigung von Krauses Urwortthum.]

[2] Diese Ankündigung veranlasste eine unverschämte Auslassung von Paulssen, der eine Ausgabe des Paulus Silentiarius nach der Heidelberger Handschrift beabsichtigte, in Okens Isis (1817 S. 1357 ff.), die Gerhard (2. Nov. 1817) vornehm abfertigte (ebend. 1818 S. 191). Darauf folgte eine Antwort Paulssens, in welcher Gerhard als „das antiquarisch-untrügliche Orakel zu Posen, Verfasser jener hochwichtigen lectt. Apollon., preiswürdiger Unternehmer und Mitarbeiter an den berüchtigten philologischen Blättern, alleiniger Inhaber der neuesten apodiktischen Conjectural-Metriker, so wie auch übermüthiger Verfertiger höchst unbescheidner, in Sinn und Klang verunglückter Xenien“ eingeführt wird (ebend. 1818 S. 403 f.), worauf Gerhard die obige Erklärung (S. 38) einrücken liess.

[3] Wernickes Ankündigung Jen. Litt. Ztg. 1817 Int. Bl. März N. 17 S. 131 ff.

[4] *ΜΑΞΙΜΟΥ ΦΙΛΟΣΟΦΟΥ ΠΕΡΙ ΚΑΤΑΡΧΩΝ.* RECENSUIT ET CUM ANNOTATIONIBUS CRITICIS EDIDIT EDUARDUS GERHARDIUS. Leipz. 1820. Der von Gerhard aus Florenz (24. Dec. 1819) eingesandte Titel *Maximus de auspiciis siderum ex recensione Eduardi Gerhardii* kam zu spät In einer Recension (Hall. Litt. Ztg. 1820 Dec. N. 322 S. 825 ff.) wurde Gerhard aufgefordert, auch den Manethon zu bearbeiten.

netische Cur steigerte seine Reizbarkeit aufs äusserste. Zwar übernahm der treue Meier die Pflege, allein um es derselben an nichts fehlen zu lassen, kam im Mai die Mutter selbst mit den Kindern nach Berlin. Rust, in dessen Behandlung Gerhard sich begeben hatte, verordnete nach einer anstrengenden Cur den Besuch von Karlsbad und dann den Aufenthalt im Süden. Nach einem Besuch in Halle und bei dem Onkel Leiste auf dem Petersberg ging er Mitte Juli nach Karlsbad und Marienbad und von da, weil er sich zu einer grösseren Fussreise nicht stark genug fühlte, im September nach Wien, um Jäger zu consultiren. Auch von diesem mit gleich ungünstigem Bescheid entlassen kam er niedergeschlagen nach Breslau zu den Seinen und verlebte unter ihnen einen trüben Winter, gedrückt durch die unangenehme Stellung zu den dortigen Gelehrten, lichtscheu im höchsten Grade und durchaus auf Dictiren und Vorlesen angewiesen. Neben der Lecture, welche sich vorzugsweise auf die Vorbereitung zu einer italienischen Reise bezog — eine praktische Anleitung gab der Verkehr mit dem originellen Conditor Andrea Miltone —, dictirte er einen langen, sorgfältig ausgearbeiteten Aufsatz „Polen und Erziehung“, und reichte ihn dem Ministerium ein, welches ihn sehr beifällig aufnahm. Im Februar 1819 erfreute ihn Meier, der am 1. December endlich promovirt war und nun als Privatdocent nach Halle ging, mit der herzlichen Dedication seines Buches *de bonis damnatorum*, das aus einem ursprünglich für die philologischen Blätter bestimmten Aufsatz erwachsen war[1]. Um so schmerzlicher traf ihn die freilich nicht unerwartete Nachricht von dem am 1. März 1819 unter traurigen Verhältnissen erfolgten Tode Wernickes[2]. Einst hatte er ihm versprochen (23. Juli 1816) „Deine Freunde werden sorgen, dass

---

[1] Am 1. Dec. 1842 publicirte Gerhard ihm als Jubilar zu Ehren ein zierliches Vasenbild: *M. E. Meiero doctori atque magistro semisaecularia semiperfecta gratulatur Ed. Gerhardus.* [arch. Ztg. 1852 Taf. 18, 2. S. 404 ff.] Ein wunderliches Missverständniss veranlasste, dass Meier das Fest mit Gerhard und anderen Freunden in Berlin feierte.

[2] Wernicke war im Spätherbst 1817 mit seiner Mutter und Familie nach Berlin zurückgekehrt, am 20. Dec. promovirt, und hatte im Sommersemester mit Beifall gelesen. Aber im Winter entwickelte sein Brustleiden sich mit reissenden Schritten, dazu steigerte sich seine ungünstige Lage zu drückendem Mangel. Buttmann, der mit Wernicke nie gut gestanden hatte, wandte sich, als er von Böckh erfuhr, wie es stand, sogleich ans Ministerium mit einer Eingabe um eine ausreichende Unterstützung, suchte Wernicke auf, sprach ihm Muth ein und stellte sich ihm auf die zarteste Weise zur Verfügung. Wolf, der die Krankheit scheute, liess sich nicht sehen. Die im Druck schon weit vorgeschrittene Ausgabe des Triphiodoros brachte Zumpt, der treu bei ihm aushielt, zur Vollendung (Leipz. 1819).

die Welt von Dir erfährt, und thut man Dir nicht was sich gebührt, so soll es nicht verschwiegen bleiben; und wenn Dich heute noch die Asche deckte, ich wollte Dir einen Scheiterhaufen anzünden, auf dem alle Schlechtigkeit, die Dir im Wege war, als Weihopfer auflodern müsste." Jetzt stiftete er ihm ein friedliches Andenken in einem Aufsatze, der das Wesen und Streben des Freundes, und damit auch das eigene, warm und eindringlich darstellte[1].

Mit dem Frühjahr machte er sich auf die Wanderung, die ihn während der nächsten Jahre, in denen er sich gern als pelegrino, als heimatlosen Pilger bezeichnete und unterschrieb, weit umhertrieb. Zunächst wieder zu Meier und den Verwandten nach Halle, wo er bei einem Besuch bei Seidler mit Hermann zusammentraf, dann nach einer Fussreise durch den Harz nach Pyrmont. Hier hielt ihn nicht allein die Cur zwei Monate bis zum 22. Juli fest, sondern das freundschaftliche Verhältniss, welches sich zu seinem Arzt, dem auch als tüchtiger Naturforscher bekannten Theod. Menke, und seiner Frau Wilhelmine bildete. Sehr jung verheirathet an einen trefflichen Mann, den sein praktischer Beruf und wissenschaftliche Arbeiten sehr in Anspruch nahmen, selbst in einen anstrengenden und zerstreuenden Verkehr gestellt, fühlte sie, eine Frau von lebhaftem Geiste und schwärmerischer Empfindung, tief betrübt durch den Verlust ihres ersten Kindes, sich unbefriedigt und verstimmt, als Gerhard ihr nahe trat. Bei ihm fand sie ein Verständniss, wie nur bei ihrem Vater, sein Beispiel, das ihr zeigte, Resignation sei nicht ein Aufgeben seiner selbst, sondern ein muthiges und besonnenes Ankämpfen gegen das Schicksal, gab ihr neue Kraft. Er lehrte sie die Quelle ihrer Unzufriedenheit in sich zu suchen und wies sie auf die Beschäftigung mit der Natur hin, als das schönste Feld für ihren regsam strebenden Geist und den lebendigen Vereinigungspunkt mit den Studien ihres Mannes. Sein Mitgefühl blieb der Lichtblick ihres Lebens, für Schmerz und Freude war sie seiner Theilnahme gewiss und wandte sich in allem was sie ernstlich berührte in Briefen, oder auch nur in Gedanken an den treuen Freund[2]. Auch Gerhard empfand hier zum erstenmal und zur rechten Zeit die wohlthuende Wirkung, welche die Theilnahme einer feinfühlenden und gebildeten Frau auf das Gemüth des Mannes ausübt, ohne leidenschaftliche Re-

---

[1] DENKSTEIN FÜR AUGUST WERNICKE. *Εἰ μὲν πονηρός, μὴ ποτέρχευ τῷ τύμβῳ. Εἰ δ' ἐσσὶ χρηγυός τε καὶ παρὰ χρηστῶν, Θαρσέων καθίζευ, κἢν θέλῃς, ἀπόβριξον.* [Theokrits Epigramm auf Hipponax] (Breslau 1819).

[2] Wörtlich nach Aeusserungen der Frau Menke in einem Brief an eine Freundin.

gungen hervorzurufen. Bis zu ihrem im Jahr 1834 erfolgten Tode unterhielt er mit Frau Menke eine regelmässige Correspondenz, und ihr Andenken blieb bei ihm in Ehren[1].

Von Pyrmont reiste er über Göttingen, Kassel, Frankfurt nach Mainz und von da zu Schiff den Rhein hinab nach Bonn. Hier ruhte er sich bei Bernd, der seit Kurzem dort an der Bibliothek angestellt war, eine Weile aus, freundlich aufgenommen von Augusti, Welcker und Heinrich. Da auch Himly in Pyrmont und Walter in Bonn, der ihm den schwarzen Staar in Aussicht stellte, Reisen und Winteraufenthalt im Süden einzig anempfahlen, ging er am 6. Aug. nach Coblenz, wo Görres aufgesucht wurde, dann zu Fuss über Ems, Schwalbach, Wiesbaden nach Frankfurt, Heidelberg, wo er Creuzer und die Vosse besuchte, Stuttgart, über Schaffhausen, ganz entzückt durch den Rheinfall, nach Zürich. Merkwürdig ist es, wie bald er lernte, gute und gefällige Reisegenossen aufzufinden, die ihm, meistens auch mit ihrer Handschrift, behülflich waren, und wie er, so vielfach gehemmt, überall nicht nur interessante Bekanntschaften zu machen, sondern auch die Merkwürdigkeiten der Natur und Kunst zu beobachten vermochte. Die gewöhnliche Schweizertour, die er mit Behagen ausführlicher beschrieb, führte ihn über den Vierwaldstättersee, den Gotthard hinauf, über die Furka, Grimsel nach Grindelwald, Lauterbrunnen, Interlaken zunächst nach Bern. In Genf consultirte er Jurin, der aber plötzlich starb, ehe er sein Gutachten gegeben hatte, und reiste nach einigem Aufenthalt rasch durch Südfrankreich über Avignon, Montpellier, Toulon, Marseille nach Italien. Die Seereise nach Spezzia war stürmisch und dauerte mehr Wochen als sonst gewöhnlich Tage, auch in Florenz hatte er kalte Regenwochen und die Reise nach Rom war unfreundlich. Aber in Rom, wo er Mitte Januar 1820 eintraf, wurde es heiteres Wetter, er glaubte auch in seinem Befinden etwas Besserung zu merken, und war auch an Lesen und Schreiben noch nicht zu denken, so konnte er doch fast täglich Kunstsammlungen besuchen, ohne Schaden zu spüren. Nicht weniger zog ihn das Volksleben an, er freute sich am Carneval besonders der Gelegenheit „eine bedeutende geputzte und ungeputzte römische Volksmasse zu beschauen, zu beschwätzen und zu beurtheilen". Es war ihm ganz recht zu hören, dass die Zeit in Neapel Seebäder zu nehmen, das letzte Ziel seiner Reise, noch nicht gekommen sei; in Rom war ein Gefühl von Ruhe nach der langen treibenden Reise über ihn gekommen,

[1] Ein Paar gestickte Pantoffeln, ihre letzte Arbeit, pflegte er bis zuletzt alle Jahr um die Zeit ihres Todes ein paar Tage zu tragen.

er freute sich dort und in der nächsten Umgegend bekannt zu werden und meinte, er fange sogar an sich etwas zum Kunstkenner auszubilden. Als er sich endlich losmachte und Anfang April nach Neapel kam, war es immer noch zu früh zum Baden; nachdem er sich dort in Pompeji, Pozzuoli, Cumae umgesehen, fasste er rasch den Entschluss mit einer glücklich sich darbietenden Reisegesellschaft Ende April nach Paestum und dann durch Calabrien bis Reggio zu gehen, von wo sie am 12. Mai nach Messina übersetzten. Er durfte sich die ungemein anstrengende Besteigung des Aetna ohne Schaden zumuthen, und umkreiste dann die Küste Siciliens, Syrakus, Noto, Girgenti, Selinunt, Segeste bis Palermo. Von hier ging es mit dem Dampfschiff am 6. Juni nach Neapel zurück, und wiewohl er von den grossartigen, eigenthümlichen Eindrücken Siciliens ganz erfüllt war, machte das in seiner üppigsten Schönheit prangende Neapel einen so überwältigenden Eindruck auf ihn, dass er nun erst ganz wahr fand *veder Napoli e poi niente!* Zwar badete auch jetzt dort noch kein galantuomo, allein Gerhard erreichte es mit seinen Seebädern zu beginnen, die auch bei den Ausflügen nach Sorrent und Amalfi nicht ausgesetzt, einige Wochen lang in Ischia genommen wurden. Als er am 7. Juli wieder nach Neapel zurückkam, fand er die Stadt „in Beziehung auf Volk und Staat so proteisch verändert, als früher in Bezug auf die Natur". Ein Aufstand hatte Neapel eine Constitution gegeben, und er kam grade zur rechten Zeit den wunderbaren Einzug der miteinander vereinigten Soldaten und Volksmassen zu sehen. Er liess sich gern sagen, dass unter einigen Monaten eine Badecur von keiner Wirkung sein könne, denn es wurde ihm je länger je wohler in Neapel und mit Schmerzen dachte er an den Abschied. „Das Land habe ich lieben, mit den Menschen habe ich umgehen, in die Lebensweise mich finden gelernt, mit einer Menge Landsleuten bin ich in einem Verkehr, der mir ein heimathliches Gefühl giebt. — Der Genuss ist des Thoren. Mir steht er nicht an, und hier war ich dem Geniessen nahe gekommen." Als es nun doch geschieden sein musste, richtete er noch ein Gesuch ans Ministerium, ihm die Mittel für einen Winteraufenthalt in Rom zu gewähren, da die kaum begonnene Besserung im Norden wieder gestört werden würde. Die am 5. Sept. angetretene Rückreise wurde zu Fuss über San Germano, Sora, Anagni, Cori, Palaestrina, Subiaco, Tivoli gemacht. Das ernste, ruhige Rom machte auch auf ihn den tiefen Eindruck, den es jedem macht, der von Neapel kommt, aber die stillen Hoffnungen, mit denen er sich dort wieder einrichtete, gingen nicht in Erfüllung. Das Ministerium bewilligte ihm nur eine Unterstützung zur Rückreise; daheim sollte er berichten und danach über sein ferneres Schicksal ent-

schieden werden. Am 6. Nov. war der schwerste Abschiedsbesuch, der vom Vatican, gemacht, am 10. Nov. verliess er Rom. Nach kurzem Aufenthalt in Florenz, Venedig und Mailand ging es rasch nach München, von wo er den Seinen ein Prost Neujahr! zurief, bei denen er selbst am 12. Jan. 1821 wieder eintraf.

Gerhard hatte Italien als Tourist durchwandert; nicht als Gelehrter hatte er die Eindrücke von Land und Leuten, Natur und Kunst empfangen, aber er nahm die lebhafte Empfindung mit, dass nur ein längerer Aufenthalt dort ihn gesund machen könne, er hatte sich auch klar gemacht, wie er dort Beschäftigung finden könne, die ihm wissenschaftliche Förderung und einen anständigen Erwerb böte. Sehr ungern und nur deshalb war er auf die Weisung des Ministeriums zurückgekommen, weil er darin einen Anhalt für die Aussicht fand, dass man daheim für ihn zu sorgen beabsichtige; aber nun wartete er in Breslau vergebens auf Bescheid. Durch Böckh wusste er, dass man im Ministerium ihm zwar nicht abgeneigt sei, aber ihn in Verdacht habe, dass er das *dolce far niente* liebe und der regelmässigen Thätigkeit eines Amts abgeneigt sei. Sein Vater, der besser beurtheilen konnte, mit welcher Kraft er trotz seines hemmenden Leidens thätig zu sein strebte, liess doch von der Vorstellung nicht ab, dass er nur auf dem gewöhnlichen Wege fortkommen könne und bestand auf Wiederanstellung. Und doch war Gerhards ganzes Sinnen darauf gerichtet wieder nach Italien zu kommen. Im Juni ging er nach Berlin, um dort seine Angelegenheiten zu betreiben und erfuhr nun, dass sie nicht weiter gediehen seien, als dass man beabsichtige ihm 200 Thlr. Wartegeld zu geben. Da er befremdet fragte, warum man ihn denn nicht in Rom gelassen hätte, wo er sich durch nützliche Beschäftigung einen anständigen Unterhalt hätte verschaffen können, erklärten sich Süvern und Nicolovius nicht abgeneigt für Reisegeld zu einem erneuten Aufenthalt in Rom zu sorgen, wo sich dann auch Gelegenheit finden würde ihn durch besondere Aufträge zu beschäftigen. Mit dieser Aussicht reiste er nach Pyrmont, wo der Verkehr mit den lieben Freunden, die ihn durch ihre Theilnahme stärkten und hoben, ihn „wohl hätte versuchen können länger zu bleiben, als es der edlen Zeit wegen, die nicht ungenutzt verstreichen durfte, zweckmässig wäre“. Schon bei seinem vorigen Aufenthalt hatte er durch Bernds Vermittelung den mit diesem von seinem Braunschweiger Aufenthalt her befreundeten Buch- und Kunsthändler Gerstäcker näher kennen gelernt. Auf der Reise hatte er ihn in Braunschweig aufgesucht und traf in Pyrmont wieder mit ihm zusammen. Gerstäcker, ein Mann von lebendigem Sinn und Verständniss für alle geistigen Interessen, anregend und fördernd, fühlte sich durch Gerhard angezogen und nahm mit warmem Herzen an seiner

Lage Antheil. Er wies seine Pläne für die Zukunft nicht ab, sondern ging auf dieselben ein; mit den Verhältnissen des litterarischen Verkehrs und des Kunsthandels völlig vertraut suchte er Gerhards Gedanken und Wünschen bestimmtere Gestalt und praktische Handhaben zu geben, und übte einen wohlthätigen Einfluss, indem er ihn in seinen Entschliessungen befestigte und sie leitete. Nach beendigter Badecur wurde ein Zusammentreffen in Bonn verabredet, denn dort wollte Gerhard, nicht ganz zur Zufriedenheit seines Vaters, „in heilsamer Natur, nützlichen Studirumgebungen, bei ländlich wohlfeiler Gelegenheit abwarten, wie viel oder wenig ihm zu Theil werde". Bei Bernds fand er seit dem 20. Juli gastliche Aufnahme, die auch auf längere Zeit in Anspruch zu nehmen ihre bewährte herzliche Freundschaft und aufmunternde Theilnahme ihm unbedenklich machte. Die Bibliothek, für seine Bedürfnisse wohl ausgestattet, stand ihm durch Welcker und Bernd zur Benutzung offen, wie sonst nicht leicht, ein Amanuensis war unter den Studirenden nicht so schwer zu finden[1]. Denn nun galt es für den in Aussicht genommenen Aufenthalt in Rom sich wissenschaftlich vorzubereiten und auszurüsten, und seine Augen gestatteten ihm einigermassen auf der Bibliothek „zu bildern und selbst nebenher zu lesen". Im August kam auch Gerstäcker nach Bonn und „setzte ihm viele Flöhe ins Ohr, die er wacker beissen liess". Zunächst aber beredete er ihn zu einer gemeinsamen Reise nach Paris, welches Gerhard kennen müsse, indem er ihm die nöthigen Mittel dazu vorstreckte. Ein Aufenthalt von beinahe 4 Wochen im September wurde eifrig ausgebeutet, die Schätze alter und neuer Kunst und das Pariser Leben kennen zu lernen, weckte aber durch die sich immer aufdrängende Vergleichung die Sehnsucht nach dem einzig geliebten Rom[2]. Da aus Berlin noch immer keine Antwort kam — eine directe Eingabe an den König, welche der Oberberghauptmann Gerhard abgeben und empfehlen wollte, war liegen geblieben —, schwand die Aussicht den Winter in Italien zuzubringen immer mehr. Zwar ging Gerhard ihm etwas rüstiger entgegen und durfte daran denken, wenn der Winter ihn nicht allzusehr zurücksetzte, sich zum Frühjahr wieder anstellen zu lassen. Für den Fall war ihm eine ausserordentliche Professur in Bonn sehr erwünscht, von der Süvern früher wohl gesprochen hatte; allein Böckh, an den er sich des-

[1] Der jetzige Bibliothekar Pape war ihm besonders als Vorleser zur Hand.

[2] Ein längerer Aufsatz „Skizze eines dicken Buches über die Stadt Paris" giebt eine humoristische Darstellung dieses Aufenthalts und war wohl für ein Journal bestimmt.

halb wandte, konnte ihm dafür keine Aussicht eröffnen, vielleicht würde man ihm, wenn er sich als Privatdocent dort habilitirte, vorläufig noch seinen Gehalt belassen. In dieser Unsicherheit blieb schliesslich nichts übrig, als Bonn zu verlassen, wo er nur seinen Studien gelebt und auch mit den Fachgenossen Welcker, Heinrich, Näke freundlichen aber seltenen Verkehr gehabt hatte, und am 19. Jan. 1822 mit dem von der Mutter geschickten Reisegeld wieder nach Breslau zu gehen. Die Rückreise führte ihn nach Weimar, wo ihn der Kanzler v. Müller, ein Studiengenosse seines Vaters, bei Goethe einführte; er war hoch erfreut, „den Dichter, den man so gern zum Genius des Hauses sich erwählt, noch als Greis mit den lebensvollen Zügen und Augen, die seiner geistigen Wirksamkeit entsprechen, vor sich zu sehen“[1]. Nach einiger Zeit kam die Entscheidung, welche ihm ein Wartegeld von 300 Thlr., Reisegeld nach Italien und die Aussicht auf wissenschaftliche Aufträge brachte. Nun wurden die Vorbereitungen ernstlich aufgenommen, bei denen besonders Karl Witte, den er in Neapel flüchtig hatte kennen lernen und nun als Professor im elterlichen Hause wohnend fand, sich ihm förderlich erwies. Anfang August trat er die Reise, von seinem Vater und Witte bis Dresden geleitet, wo sie 14 Tage zusammen sich aufhielten, an. Durch Witte mit Tieck bekannt gemacht, hörte er diesen mehr als ein Shakespearsches Drama vorlesen; ausserdem benutzte er fleissig die Bibliothek und Kunstsammlungen, bis ihn seine Augen mahnten, bescheidener in seinen Zumuthungen zu sein. Die weitere Reise machte er über Prag nach Linz, dann meist zu Fuss durch das Salzkammergut, über Meran nach Botzen[2]. Am 22. Sept. kam er nach Verona, wo ein Aufenthalt von mehreren Tagen gemacht wurde. Von Neuem zog ihn nicht weniger als die Merkwürdigkeiten und Schönheiten alter und neuer Kunst, das italienische Volksleben an, dem er in allen Aeusserungen mit dem lebhaftesten Interesse nachging, ganz versessen war er auf das Puppenspiel[3]. In Ferrara, Ravenna,

---

[1] Später schickte Goethe, zur Theilnahme am Institut aufgefordert, Gerhard Zeichnungen von Antiken mit einem eingehenden Briefe (15. Aug. 1831) zu. S. Goethes Werke XLIV S. 211 ff.

[2] Eine Beschreibung dieser Reise mit eingehenden, poetisch gehaltenen Naturschilderungen war für ein Journal bestimmt, ist aber ungedruckt geblieben.

[3] In Ferrara sah er *Il convitato di pietra con balli nuovi.* „Ihre Hopser waren durch das kleine Zimmer und die bedeutend schwarzen Figuren auch für mich geniessbar. Das welsche Publicum greift bedeutend ein. Als Don Juan endlich in die Hölle sinken will und ängstlich die Gnaden aufzählt und fragt, ob ihm diese und jene zu Theil werden könne und von unten geant-

Pesaro, Ancona wurde ein Aufenthalt gemacht, Stadt und Sammlungen besucht und Bekanntschaften angeknüpft, dann ging es über Loretto, Macerata, Foligno, mit einem Abstecher nach Perugia, Spoleto, Terni, Otricoli nach Rom. Das schlechte Wetter hinderte ihn, zum wenigsten die letzten Stunden, „wie es sich ziemt auf dem geweihten Boden, zu Fuss zu wandeln. Rom beschäftigte mich, Rom war mir nahe, und der 18. Oct. ging zur Neige. Endlich als der Wagen einen Augenblick still hielt, il Sepolcro di Nerone schon sichtbar war, sprang ich ab, wusste mir vorwärts zu helfen, wandelte einsam bis zur Tiber und weiter durch den Haufen der Spaziergänger, Landsleute zogen vorüber, es kannte mich keiner und Abends sass ich einsam im *cafè greco*".

Auch jetzt war es zwar zunächst nur auf einen Winteraufenthalt in Rom abgesehen und die baldige Wiederanstellung in Aussicht; aber dieser Aufenthalt war für gelehrte Zwecke bestimmt und Gerhard fasste auch ein längeres Bleiben, das er so sehr wünschte, ins Auge. Auf das freie Umherschweifen zu vielseitigem, stets wechselnden Genuss im Schauen, Hören und Lernen leistete er Verzicht, wiewohl er Volksfeste, kirchliche wie weltliche, nur ungern versäumte und sich den Genuss der sixtinischen Kapelle nicht leicht versagte. Aber er erkannte, dass bei den Hemmnissen seiner Augen und den Schwierigkeiten der römischen Verhältnisse Beschränkung und Ordnung vor allem noth sei. Sowie er in leiblichen Genüssen sich die strenge Diät auferlegte, die er lebenslänglich fest hielt, so gewöhnte er sich auch in seinen Studien und Arbeiten an eine bestimmte, aufs gewissenhafteste innegehaltene Diät, die mit der Zeit und den Kräften nach haushälterischer Sparsamkeit und genau berechneter Eintheilung umging. Wenn je ein Mann durch nie nachlassende Willenskraft, durch eine auf strengster Ordnung und raffinirter Benutzung aller Hülfsmittel beruhende unermüdliche Thätigkeit den drückendsten Hindernissen grosse Arbeiten und Leistungen abgerungen hat, so ist dies von Gerhard zu rühmen. Die wichtigste Diät war die der Augen. Wiewohl sie ihm in der Nähe fast ganz den Dienst versagten, so dass er auf Vorlesen und vielfach auch auf Dictiren angewiesen war, so konnte er sie in einiger Entfernung mit Schonung gebrauchen. Er wusste sich die bewundernswürdige Kunst zu erwerben, mit raschen Blicken die bemerkenswerthen Züge eines Kunstwerks aufzufassen und durch wiederholtes Beobachten der Art ein genaues Gesammtbild zu

---

wortet wird *mai!* stimmte auch die Gesellschaft im Chorus ,in jedes neu zu erwartende *mai!* mit ein, und als sich alles zerstreut hatte, hallte es allerwärts wieder durch die todten Strassen *mai! mai!*

gewinnen; was er so in sich aufgenommen hatte, hielt er mit seinem wunderbaren Gedächtniss unauslöschlich fest. Freilich musste diese Art zu sehen, die ihm den Gesammteindruck des Kunstwerks und die unmittelbare frische Einwirkung der künstlerischen Schönheit desselben versagte oder beschränkte, auch auf seine Auffassung der Monumente Einfluss gewinnen. Seiner Situation gemäss beschränkte er sich zunächst auf römische Alterthümer und Topographie, in den Museen auf die Sculpturen. Diese Forschungen lagen seinen philologischen Studien am nächsten, ihr Ertrag konnte unmittelbar bei einer bevorstehenden Anstellung fruchtbar gemacht, am ehesten in einer Arbeit abgeschlossen werden. Als solche unternahm er eine Sammlung und kritische Herstellung der Regionarier und der sonstigen Ueberreste der Tradition über römische Topographie. Während er für diese in den Bibliotheken sammelte und forschte, wurden die öffentlichen Museen, die Sammlungen in Villen und Palästen und bei den Kunsthändlern mit stetigem Fleiss besucht und untersucht. Um sich überall den Zugang zu sichern und in Rom heimisch zu werden, wurde diesmal gleich Bekanntschaft mit bedeutenden römischen Antiquaren, Amati, Biondi, Cancellieri, Fea, Nibby, Fil. Aur. Visconti, auch mit Mariana Dionigi, die früher kyklopische Mauern aufsuchte und zeichnete, gemacht, er besuchte Abends im *caffè nuovo* die Gelehrten vom *giornale arcadico* und trug ihnen nach einiger Zeit seine Topographie vor. Hier machte er seine ersten Studien für die von ihm später mit so grosser Vorliebe und Virtuosität geübte Kunst des Verkehrs mit Italienern, welche aus einer wirklichen Neigung für Natur und Sitten dieses Volks hervorgegangen und durch praktische Studien ausgebildet, nicht wenig beitrug ihn und seine Unternehmungen zu fördern. Aber in Rom ist der Verkehr mit Fremden oft der bedeutendere. Von Neapel her schon mit dem in Rom residirenden Prinz Heinrich von Preussen und dessen Begleiter, Oberst Lepel, bekannt, wurde er von hier in die vornehmen Kreise eingeführt; auch Oberst Schack, den die Reise des Königs Friedrich Wilhelms III. mit den Prinzen Wilhelm und Karl — von der Gerhard unberührt blieb — nach Rom führte, machte ein angenehmes Haus. Näher schloss sich Gerhard an den Secretär des Prinzen, Vollard, und dessen liebenswürdige Frau, eine geborne Französin, an; Vollards archäologische Liebhaberei — er sammelte mit Eifer Gemmen — und das trauliche Familienleben übten für die ganze Dauer des römischen Aufenthalts gleiche Anziehungskraft. Zu Niebuhr, der im April 1823 Rom verliess, bildete sich kein persönliches Verhältniss aus, indessen nahm er von Gerhards Studien Kenntniss und versprach in Berlin, namentlich bei der Akademie wegen wissenschaftlicher Aufträge seine Fürsprache. Mit Bunsen

dagegen entwickelte sich bald eine nähere Bekanntschaft, die dann zu einer vertrauten Freundschaft fürs Leben wurde, in gemeinsamen wissenschaftlichen Interessen und Unternehmungen gepflegt und in allen Beziehungen des gemüthlichen Lebens festgehalten und bewährt. Er nahm lebhaften Antheil an Gerhards topographischen Untersuchungen und veranlasste ihn den Plan seines Werkes zu einem Urkundenbuch der römischen Topographie zu erweitern, welches alle Belege aus Schriftstellern und Inschriften wohl geordnet und kritisch gesichtet zusammenstellen sollte, als ein Bestandtheil der damals unternommenen Beschreibung Roms[1]. Für dieses von Niebuhr, zunächst um dem wackeren Platner eine wissenschaftlich fördernde und lohnende Arbeit zuzuweisen, begründete Unternehmen wurde Gerhard auch weiter im Laufe des Winters thätig. Er unternahm gemeinsam mit Platner ein genaues Verzeichniss der Sculpturen des Vatican, eine Aufgabe, für gesunde Augen eine starke Zumuthung, bei Gerhards geschwächten Augen eine staunenswerthe Leistung. Auch mit äusseren Hindernissen hatten sie dabei viel zu kämpfen, die nicht immer mit einem Trinkgeld zu beseitigen waren, sondern Bunsens diplomatische Intervention nöthig machten[2]. Ohne Zweifel machte diese Arbeit Gerhard über eine Aufgabe klar, auf welche als die eigentliche Grundlage der wissenschaftlichen Archäologie er später mit besonderem Nachdruck hingewiesen und für deren Verwirklichung er unablässig bemüht geblieben ist, eine vollständige, auf zuverlässigen Publicationen und Beschreibungen begründete Monumentenkunde.

In den Kreis der Gelehrten und Künstler wurde Gerhard zunächst eingeführt durch Bröndsted, der seit dem Jahr 1819 bis Ende Mai 1823 mit dem Titel eines Kön. Dän. Hofagenten in Rom seinen Studien und der mit unsäglicher Bedächtigkeit geförderten Bearbeitung seiner griechischen Reise lebte[3]. Mit harmloser Eitelkeit verband er

---

[1] Gerhard, der für diese anfangs nur aufgeschobene Arbeit lange und eifrig gesammelt hat, suchte später wiederholt jüngere Kräfte zu ihrem Abschluss zu gewinnen, der nicht erreicht ist.

[2] Dieser Katalog wurde nach mehrmaliger Revision im Jahr 1826 abgeschlossen und gedruckt in der Beschreibung der Stadt Rom von E. Platner, C. Bunsen, Ed. Gerhard und W. Röstell II, 1 (Stuttg. u. Tüb. 1834). Ausserdem ist von Gerhard ein im Jahr 1826 geschriebener Aufsatz Roms antike Bildwerke im ersten Band der Beschreibung (Stuttg. u. Tüb. 1830) S. 277 ff.

[3] Mynster, P. O. Bröndsteds Biographie S. 38 ff. (vor Bröndsteds Reise i Graekenland. Kop. 1844. I).

grosse Gutmüthigkeit und aufrichtiges Interesse für die Wissenschaft und war gern bereit junge Gelehrte zu fördern. Er machte Gerhard mit dem dänischen Philologen Krarup, der sein Hausgenosse und ihm als philologischer Vorleser sehr hülfreich wurde, mit seinem Reisegefährten Otto v. Stackelberg, der seit 1816 in Rom ebenfalls langsam an der Herausgabe seiner Zeichnungen und Aufzeichnungen arbeitete [1], und mit Dodwell bekannt. Auch bei Thorwaldsen, in dessen Atelier die Aegineten restaurirt wurden, führte er ihn ein, die Bekanntschaft mit Wagner, Riepenhausen, Reinhart, Koch folgte nach. Aber die beste Anregung und Förderung brachte seinen Studien die Anfang 1822 erfolgte Ankunft von Fr. Thiersch und Aug. Hagen, denen im December Ludw. Schorn folgte. Die Reisenden suchten einen Winteraufenthalt zu gründlicher Orientirung in Rom energisch zu benutzen und Gerhard schloss sich ihnen beim Besuchen der Sammlungen und bei Ausflügen in die Umgegend — ins Sabinergebirg im Februar, nach Ostia und ins Albanergebirg im April 1823 — regelmässig an; der Verkehr mit Männern gleicher wissenschaftlicher Bildung führte zu Gedankenaustausch mannigfacher Art. Thiersch, der unter Viscontis Augen das Musée Napoleon, dann das britische Museum studirt, und in seinen Abhandlungen über die Epochen der bildenden Kunst einen neuen Bau der Kunstgeschichte aufzuführen versucht hatte, giebt selbst in seinen Reisen in Italien [3] auch denen, welche nicht aus eigener Begegnung mit dem trefflichen Manne erfahren haben, wie ihm gleich dem homerischen Nestor Honigseim von den Lippen floss, ein deutliches Bild von der Sicherheit und Beredsamkeit, mit welcher er in Kunstsammlungen als Lehrer auftrat. Es lässt sich begreifen, dass es bei den Wanderungen durch die römischen Museen oft zu lebhaften Erörterungen und zu heftigem Widerspruch kam, wiewohl Gerhard bei anderer Gelegenheit in seinem Tagebuch notirte, er sei jetzt gar zu wenig grob. Bei Thiersch's aufrichtigem Wohlwollen und edler Gesinnung hinterliessen dergleichen Begegnisse

---

[1] Gerhard hat Stackelberg ein Andenken gestiftet hyperb. röm. Stud. II S. 298 ff. Ausführlicher ist ein biographischer Aufsatz von C. Hoheisel mit interessanten Auszügen aus Tagebüchern und Briefen in der Baltischen Monatsschrift 1863 Dec.

[2] H. Thiersch, Fr. Thierschs Leben I S. 215 ff.

[3] Reisen in Italien seit 1822. Von Fr. Thiersch, Ludw. Schorn, Ed. Gerhard, Leo v. Klenze. I (Leipz. 1826). Von den in der Vorrede S. IX für den zweiten Band zugesagten Reiseberichten Gerhards über mehrere Theile des Innern von Italien sind wenigstens zwei, über Südetrurien (Kunstbl. 1827 N. 104 S. 413) und Reise von Rom nach Neapel durch die Abruzzi, geschrieben worden.

keinerlei unangenehme Empfindung, er und Gerhard blieben fortdauernd die besten Freunde. Hagen, der eine Zeitlang neben ihm wohnte, gab sich freundlich zum Vorleser her. Am nächsten trat ihm der kunstsinnige, ästhetisch durchgebildete Schorn, dessen feine Natur ihn besonders anzog, und mit dem er am meisten verkehrte[1]. Diese Bekanntschaft wurde auch für seine äussere Lage wichtig. Er vermittelte es, dass Gerhard von Cotta zu regelmässigen archäologischen Berichten für das Kunstblatt[2] und zu Beiträgen fürs Morgenblatt[3] gegen ein bestimmtes jährliches Honorar aufgefordert wurde. Daran knüpften sich dann andere Unternehmungen, für Gerhard um so wichtiger, als er Cotta auch zu Vorschüssen bereit fand, ohne die er, da die Berliner Akademie noch keine Beschäftigung für ihn fand, sich in den nächsten Jahren nicht hätte durchschlagen können.

Mitte Juni begab er sich nach Neapel, diesmal durch die pontinischen Sümpfe, mit einem Abstecher nach Monte Circello. In Capua machte er einen Aufenthalt und ging von da zu Fuss über Castel Volturno, Patria nach Pozzuoli, wo es dem Polizeibeamten so auffällig war, dass er *strade tortuose sfornito di vettura* gemacht habe, dass er ihn unter Polizeibedeckung nach Neapel gradeswegs ins Gefängniss bringen liess, aus dem er erst Abends um 11 Uhr durch die Gesandtschaft befreit wurde. In Neapel war das Seebad und der Besuch des Museums, wo ihn diesmal besonders die Vasen beschäftigten, sein regelmässiges Tagewerk; auch die Gelehrten, die mit ihren Bibliotheken aushelfen mussten, Arditi, Avellino, Doria, der junge Quaranta „das Wunderkind Neapels," wurden fleissig besucht, wie die Vasensammlungen von S. Angelo, Gargiulo, Moschini. Unterhaltung gab des Abends das Volkstheater von S. Carlino und am liebsten das Puppen-

---

[1] Am 15. April 1823 ging Schorn von Rom weg, am 10. Juni Krarup, früher schon Thiersch und Hagen.

[2] Die fortgehenden fleissigen Berichte über neue archäologische Entdeckungen wurden im Kunstblatt 1823—1826 abgedruckt (im Wesentlichen wiederholt hyperb. röm. Studien I S. 87 ff.). Im Jahrgang 1827 finden sich von Gerhard verschiedene Aufsätze und Recensionen; nach dem Zerwürfniss mit Cotta hörte Gerhards Theilnahme am Kunstblatt auf.

[3] Im Morgenblatt erschienen mit der alten Chiffre Desiderius unterzeichnet PILGERBLÄTTER I Pilger und Reisende (1823 N. 306. 307. 311. 312. 313). II *Roma caput mundi* (1824 N 289. 290). III Monte Circello (1824 N. 296. 297. 298). IV Neapel (1824 N. 303—306) [theils humoristisch, theils poetische Naturbeschreibung, im Sommer 1823 in Sorrent und im Winter drauf in Rom geschrieben]; dann noch eine Correspondenz Römisches Jubeljahr (1825 N. 95). Aehnliche, zum Theil unvollendet gebliebene Aufsätze finden sich noch handschriftlich vor.

spiel, zu Excursionen in die Umgegend war beständig Veranlassung. Die schönsten Wochen aber verlebte er seit dem 15. Juli in Sorrent. Er war so glücklich eine herrlich gelegene schöne Wohnung zu finden, traf eine heitere Gesellschaft deutscher Künstler, von denen Klöber, als schlesischer Landsmann ihm nahe befreundet, manches für ihn zeichnete, und war entzückt im Genuss dieser Natur. „Wer Neapel nicht gesehen hat, kennt Italien nicht; wer Sorrent nicht gesehen hat, kennt Neapel nicht!“ schrieb er nach Hause. „Ich habs allemahl mässig getrieben mit der Entzückung, und nun fehlt mirs doch sie auszudrücken.“ Am 18. Aug. ging er über Amalfi, Salerno, La Cava, Pompeji wieder nach Neapel zurück, an die gewöhnte Tagesbeschäftigung. Auch diesmal hatten die Bäder und der Aufenthalt in freier Natur den Augen gut gethan; mit einiger Zuversicht kehrte er Ende September, unterwegs[1] eifrig Inschriften copirend, nach Rom zurück, entschlossen den Winter dort zuzubringen, da ein Rescript des Ministeriums nur „die alten Redensarten“ und die Aussicht auf eine Schulstelle brachte, zu der er sich nicht entschliessen konnte, weil er sich für dieselbe ungeeignet hielt.

Er kam grade zur rechten Zeit um der Krönung des neugewählten Pabstes Leo XII. beizuwohnen. Seine Wohnung nahm er im Palazzo Caffarelli, 170 Stufen hoch, wofür die herrliche Aussicht über Alt- und Neu-Rom entschädigte. Dass er in demselben Hause mit Bunsen wohnte, machte den Verkehr in dessen Familie zum Mittelpunkt seines Lebens; an bestimmten Tagen wurde dort in gewählter Gesellschaft Sophokles gelesen, später kam noch Suton hinzu. Die Nähe der Gesandtschaftskapelle veranlasste ihn auch im katholischen Lande zum regelmässigen Kirchenbesuch, an dem er von da an festhielt; auch stand er mit den Gesandtschaftspredigern, Schmieder, Rothe, Tippelskirch immer in nahem Verkehr. Sonst war der Kreis der Geselligkeit im Wesentlichen der alte, erweitert durch Graf Ingenheim, Graf Dörnberg, Bartholdy, auch mit Kestner wurde er erst im Laufe des Winters bekannt; von Künstlern verkehrte er am liebsten mit Genelli. Aber gleich nach seiner Rückkehr stellte sich ihm ein kürzlich angelangter junger Philolog mit Grüssen von Böckh vor — Panofka[2]. Er wies sich bald als gescheut und

---

[1] In Torre tre ponti wurde grade den Hirten eine Messe gelesen, wobei ein Hirte mit einer prächtigen Muscheltrompete und der Messner, der ein Ziegenfell umgebunden hatte, Gerhard sehr ergötzten.

[2] Theod. Panofka, geb. 1801 in Breslau, der ungezogene Spielkamerad Holteis (Vierz. Jahre I S. 6), hatte dort des Friedrichsgymnasium besucht und seit 1819 in Berlin studirt, wo er mit der Schrift *Res Samiorum* im J. 1822 promovirt hatte.

unterrichtet aus, schloss sich Gerhard als „lieber und treuer Begleiter" bei Museumsbesuchen, Spaziergängen und Excursionen an, und war ihm namentlich als griechischer Vorleser, besonders des Pausanias, äusserst willkommen. Uebrigens verging der Winter unter angestrengter Förderung der topographischen Untersuchungen, von denen eine gedruckte Abhandlung Zeugniss ablegte [1], manchen Arbeiten für Cotta und eifrigem Studium der römischen Sammlungen ähnlich, nur stiller als der vorige. Im März 1824 hatte er grossen Genuss an einem Ausflug nach dem Soracte, da warf ihn im April ein heftiges Tertianfieber danieder, das nachdem es nach einigen Wochen vertrieben war, ihm noch 40 Tage lang die strengste Schonung auferlegte. Er hielt es nun für gerathen eine gesundere Wohnung zu suchen und zog auf den Monte Pincio in die Nähe seiner deutschen Freunde, die sich seiner auch treulich annahmen, und in dieser Zeit bildete sich das nahe Freundschaftsverhältniss mit Panofka, Stackelberg und Kestner aus. Da mittlerweile ein, auch von Bunsen unterstütztes Gesuch um eine Anstellung an der Universität in Breslau oder ein auskömmliches Wartegeld wieder abschlägig beschieden war, so bestanden die besorgten Eltern auf seiner schleunigen Rückkehr. Er stellte ihnen zwar vor, dass das Abbrechen seiner weit geführten Arbeiten, die nur in Rom zu Ende gebracht werden könnten, von deren Vollendung aber auch die Lösung der gegen Cotta, Bunsen und sonst eingegangenen Verbindlichkeiten abhängig war, unrathsam, die Heimkehr ohne bestimmte Aussichten sehr drückend sei, aber „mürbe gemacht durch sieben magere Jahre" machte er sich auf den Weg und erbat sich nach Florenz ihren definitiven Entschluss, ob er direct nach Hause kommen sollte. Auf der am 18. Juni 1824 angetretenen Reise besuchte er Perugia und die merkwürdigsten Städte Etruriens Chiusi, Siena, Volterra. Ganz überrascht durch die reichen Ueberreste des etruskischen Alterthums, welche er hier fand, suchte er trotz wiederholter geringerer Fieberanstösse mit übermässiger Anstrengung wenigstens das Wichtigste zu verzeichnen; aber er erkannte, dass hier eine grosse Aufgabe gestellt sei, an deren Lösung er, wenn irgend möglich, seine Kräfte zu setzen beschloss. Um so mehr war er erfreut in Florenz, wo er den 12. Juni anlangte, die Nachricht zu finden, dass unter den gegebenen Umständen die Eltern nicht mehr auf der sofortigen Rückkehr bestanden. Mehrere Wochen wandte er zunächst an um die Sammlungen von Florenz zu studiren und die dortigen Gelehrten, was Vieusseux's Vermittelung erleichterte, kennen zu lernen.

---

[1] DELLA BASILICA GIULIA ED ALCUNI SITI DEL FORO ROMANO in den *effemeridi litterarii* (Rom 1823 Dec.). Gerhard sandte sie an Böttiger mit einem Briefe, der über seine Pläne und Arbeiten Auskunft gab (Amalthea III S. 373 ff.).

Zannoni fand er zwar gefällig, aber zurückhaltend; nähere Bekanntschaft schloss er mit dem braven Franc. Inghirami. Dieser Mann, der von einem brennenden Eifer für die Erforschung der etruskischen Alterthümer beseelt, die Sammlungen des Landes durchforscht und gezeichnet hatte, legte auf seinem Landsitz, der *badia di Fiesole*, eine Druckerei und eine Anstalt für Kupferstich (die *poligrafia Fiesolana*) an und gab unermüdlich ein Kupferwerk nach dem andern heraus, die er freilich mit wunderlich phantastischen, gänzlich undisciplinirten Texten ausstattete [1]. Solche Kraft und Thätigkeit wusste Gerhard zu schätzen und in mancher Hinsicht fruchtbringend zu machen. Indessen mahnte ihn sein Befinden wiederum Seebäder zu gebrauchen, und da ein Aufenthalt in Livorno ihm sehr widerstrebte, fasste er rasch den Entschluss nach seinem geliebten Neapel zu gehen, reiste am 3. Aug. von Florenz auf dem kürzesten Wege nach Rom, und von da nach wenigen Rasttagen in Panofkas Begleitung nach Neapel, wo er am 17. Aug. ankam.

Aber diesmal leuchtete ihm dort kein so günstiger Stern. Sein Fieber kehrte zurück, schlechtes Wetter fiel ein, die Seebäder wurden dadurch unmöglich, und seine Augen fühlten das um so mehr, da er ihnen dessen ungeachtet manches zumuthete, im Museum, wo ihn diesmal besonders die Sculpturen beschäftigten, und in Privatsammlungen, von denen ihn namentlich die Vasen bei Baron Koller [2] interessirten. Panofka war mit Stackelberg und Kestner, die ihnen bald nachkamen, am 31. Aug. nach Sicilien abgereist, Gerhard blieb „einsam Gedanken spinnend“ zurück und „liess sich gar manches nahe gehen, das er nicht nach Hause schrieb.“ „Aber ich bin noch immer in guter Obhut und Schule gewesen,“ setzte er hinzu „solche wird mir auch fürder helfen, seit ich noch mehr als Geduld gelernt.“ Andere Gesellschaft kam aus Rom, Schinkel, Waagen, Bartholdy, Graf Ingenheim mit dem Maler Ternite. Graf Ingenheim, der immer sehr freundlich gegen ihn war, fühlte er sich verpflichtet bei seinen Wanderungen und Kunstkäufen zur Hand zu sein; dieser wollte ihn eine interessante Vase aus Cumae publiciren lassen, womit er sich in Berlin zu empfehlen hoffte [3], und sprach sogar von einem grossen

---

[1] Seine Haushälterin zeigte gelehrten Besuchern die Bücherschränke mit den stattlichen Reihen der Werke ihres Herrn und sagte mit gerechtem Stolz: *tutto questo abbiamo fatto noi.*

[2] Die grosse Kollersche Sammlung unteritalischer Vasen wurde 1828 für das Berliner Museum angekauft.

[3] Sie wurde später von Hirt publicirt (ann. II tav. d'agg. D) und kam mit anderen erlesenen Vasen der Ingenheimschen Sammlung 1827 nach Berlin ins Museum. Auch die Bartholdysche Sammlung, von Panofka und Gerhard, dem das Verzeichniss der Bronzen angehört, in der Schrift

Vasenwerk. Wichtiger als diese Aussichten war es, dass Cotta sich zu einem Unternehmen bereit erklärt hatte, welches Gerhard einen Namen machen musste, eine umfassende Sammlung antiker Bildwerke, nach einem bestimmten Plan gewählt und geordnet, mit erläuterndem Text, an dem anfangs auch Schorn sich zu betheiligen gedachte, zu publiciren. Dadurch ward er in die Lage gesetzt in Neapel und in der Umgegend interessante Monumente auf Cottas Kosten zeichnen zu lassen, der erste Anfang zu den umfassenden Sammlungen, welche er in Italien zu Stande brachte.

Auch der folgende Winter in Rom wurde durch öfteres Unwohlsein, vor allem durch die widerspenstigen Augen, die grosse Schonung verlangten, getrübt. Er zog sich deshalb auch vom geselligen Verkehr mehr zurück; Graf Ingenheims Diners, Lepels Abendgesellschaften liessen sich zwar nicht gut vermeiden, behaglichen Umgang fand er fast nur bei Vollards. Nach einem belohnenden Ausflug, den er im December 1824 mit Genelli nach Palaestrina unternahm, erfreute ihn noch vor Jahresschluss die Rückkehr Stackelbergs und Kestners, während Panofka in Neapel geblieben war. Der tägliche Verkehr mit Stackelberg — er wohnte wieder in dessen Nähe auf dem Pincio — gab seinem Leben eine geistige Anregung, wie sie ihm in der Art noch nicht geworden war. Sie lasen regelmässig zusammen Pausanias, woran auch Kestner und Linkh sich betheiligten, und die von Stackelberg damals mit Eifer betriebenen Arbeiten über den phigalischen Apollotempel und die Gräber der Hellenen führten sie tief in mythologische Untersuchungen hinein, die grade damals Gerhard, der für die antiken Bildwerke, zu denen auch Dodwell und Gell Beiträge versprachen, fleissig zeichnen liess, erhöhtes Interesse gewährten. Stackelbergs poetische und künstlerische Begabung, durch die Eindrücke der griechischen Reise entwickelt, durch den Einfluss von Creuzers Symbolik bestimmt, die er in lebendiger Unterhaltung anziehend und fesselnd geltend zu machen wusste, gewann entschiedenen Einfluss auf Gerhard, der seinerseits dem Mangel an philologischer Gelehrsamkeit und methodischer Schulung zu Hülfe kam. Als Resultat dieser Forschungen arbeitete Gerhard eine Abhandlung über Venus-Proserpina aus, mit der er glaubte zufrieden sein zu können, wie sie in der That Gerhards mythologische Auffassung und Methode im Wesentlichen feststellt. In gedrängter Fassung erschien sie im Kunstblatt (1825 N. 16 ff.), in italienischer Bearbeitung gab er sie Inghirami zur Publication in der von diesem unternommenen Zeitschrift. Der erbot sich auch sie mit den

---

Il museo Bartoldiano beschrieben (Berl. 1827), ging im Jahr 1828 ans Museum in Berlin über.

dazu gehörigen Monumenten auf 100 Tafeln auszustatten, was eine Umarbeitung erforderlich machte. Allein da sich diese zu lange hinzog, brach Gerhard, der die Schrift in Berlin vorzulegen wünschte, dieselbe ab und liess sie nur mit einem Theil der beabsichtigten Beilagen erscheinen [1]. Vorgesetzt war derselben ein vom Juli 1825 datirtes griechisches Gedicht an die hyperboreisch-römische Gesellschaft, das sehr liebenswürdig zeigt, wie die alten epischen Studien bei Gerhard lebendig geblieben waren [2]. In ihrer poetisch-symbolischen Weise liebten Gerhard und Stackelberg die von Nordländern auf römischem Boden gepflegte Wissenschaft als hyperboreisch-römische zu bezeichnen, und die ideale Gesellschaft umfasste alle, mit denen Gerhard sich durch diese Studien verbunden fühlte [3].

Indessen hatte er die grosse topographische Arbeit, so sehr sie ihm am Herzen lag, seiner Augen wegen ganz bei Seite setzen müssen, und war nur fleissig mit Platner an der Vollendung der Beschreibung des vaticanischen Museums. Die Vorarbeiten zum ganzen Werk waren indessen soweit gediehen, dass Bunsen es gerathen hielt mit einer Ankündigung hervorzutreten. Gerhard versprach sich viel davon als Mitarbeiter genannt zu werden, die Ankündigung [4] selbst aber erschien ihm so unpassend und verletzend, dass er sich Bunsen ernstlich entfremdet fühlte und den Verkehr mit ihm einschränkte.

Anfang Mai 1825 machte er mit Genelli eine Reise nach Südetrurien

---

[1] VENERE PROSERPINA ILLUSTRATA DA OD. GERHARD (poligr. Fir. 1826) in Inghiramis *Nuova collezione di opuscoli e notizie di scienze lettere ed arti* IV, 2. Neu bearbeitet erschien sie hyperb. röm. Studien II S. 121 ff.

[2] Ueber dem Gedicht ist eine von Stackelberg gezeichnete Vignette, neben einem lodernden Candelaber rechts die Wölfin mit den Zwillingen, links ein Arimasp mit einem Greif kämpfend. Gerhard benutzte sie auch als sein Bibliothekszeichen, darunter das Familienwappen mit der Umschrift *Qui percussit sanabit.* Sie ist hier als Titelvignette mitgetheilt.

[3] Genannt werden *Κυψελίδης* (Kestner), *Πανοπαῖος* (Panofka), *Ῥαβδωρεύς* (Stackelberg), *Θύρσις καὶ Κουρητιάδης καὶ ξανθὸς Ἀγήνωρ* (Thiersch, Schorn, Hagen), *Γηρυόνης* (Gerhard). Das Gedicht ist wieder abgedruckt hyperb. röm. Stud. II S. 137 ff.

[4] Kunstblatt 1825 N. 7. Hier sind von Gerhard ausser dem Urkundenbuch (I. die sog. Regionarier nach vatic. Hdschrr. berichtigt; II. Stellen der Classiker, Inschriften, Zeugnisse der Neuern nach den Regionen geordnet. III. Anonymus Mabillons. IV. Mirabilia Romae. V. Poggio de Fortunae varietate V. R.) Aufsätze über den Palatin, die Fora, das Thal links vom Forum, Subura und Carinae, Esquilin, Viminal, Quirinal, Pincius, Campus Martius, Trastevere versprochen, aber beim vaticanischen Museum und anderen Sammlungen ist sein Name neben Platner nicht genannt.

über Civitavecchia nach Cerveteri, Corneto, Toscanella, Orte, die damals freilich noch nicht die Bedeutung hatten, welche ihnen die Entdeckungen der nächsten Jahre gaben. Im Juni machte ihm ein freundliches Schreiben von Nicolovius endlich Aussicht auf eine demnächst zu erwartende Professur und kündigte eine wenn auch mässige Unterstützung an; Gerhard glaubte darin den Einfluss Ingenheims zu erkennen. Wiewohl es mit den Augen anfing besser zu gehen, hielt er doch den Gebrauch der Seebäder für nöthig, und ging am 25. Juli nach Neapel ab, begleitet von einem Zeichner Attico Belloni, den Cotta unterhielt. Die Reise durch die Abruzzen war besonders durch den Besuch des Fuciner Sees und Arpinums interessant. In Neapel, wo er sich, mit Panofka und dem Zeichner zusammen wohnend und arbeitend, fast gänzlich von aller Geselligkeit zurückgezogen hielt, war die Witterung den Seebädern wenig günstig, wiewohl er auch von dem beschränkten Gebrauch derselben gute Wirkung für die Augen verspürte. Seine Arbeitskraft war fast ausschliesslich der Beschreibung des Museums zugewandt, von welcher Panofka einen Theil selbständig übernahm, während er ihm sonst als Secretar hülfreiche Hand reichte. Nicht ohne grosse Anstrengung gelang es, den wichtigsten Theil des Museums so zu verzeichnen, dass die letzte Redaction in Rom vorgenommen und die Arbeit zum Druck abgesandt werden konnte [1], welche Gerhard mit Recht als einen wichtigen Beitrag zur Monumentenkunde ansehen durfte, wie es damals kaum etwas von ähnlicher Bedeutung gab [2]. Da die *academia Ercolanese* ihn zu ihrem Mitgliede erwählt hatte, liess er eine rasch geschriebene kleine Schrift drucken, in welcher die Identität des *Faunus* mit *Pan* und ihr Unterschied von *Satyrn* und *Silenen* erwiesen wurde [3]. Sie war an ein Mitglied der Akademie, den ihm vom vorigen Jahr näher befreundeten Gasp. Selvaggi gerichtet und sollte ihm „bei den italiänischen Gelehrten als Visitenkarte, für das Ministerium als mehrfach gedruckte Erudition“ dienen.

---

[1] Gerhard hat die Vorrede am 23. Febr. 1826 unterzeichnet.

[2] NEAPELS ANTIKE BILDWERKE. BESCHRIEBEN VON É. GERHARD UND TH. PANOFKA. I (Stuttg. u. Tüb. 1828). Die Marmorwerke sind von Gerhard, die Vasen von Panofka, die anderen Gegenstände gemeinsam beschrieben. Der zweite Theil, welcher die Bronzestatuen, Gemälde, die etruskischen und ägyptischen Alterthümer wie die Privatsammlungen enthalten sollte und den er mit Panofka im nächsten Winter zu schreiben gedachte, ist nicht erschienen.

[3] DEL DIO FAUNO E DI SUOI SEGUACI. OSSERVAZIONI DI OD. GERHARD (Neap. 1825), deutsch bearbeitet hyperb. röm. Stud. II S. 79 ff. In einer Recension machte Thiersch auf die zu erwartenden antiken Denkmäler aufmerksam (Kunstbl. 1825 N. 104).

Nach Rom kam er am 18. Nov. mit der bestimmten Aussicht zurück dass es der letzte Winter in der ewigen Stadt sein würde. Nicht geringe Arbeit stand ihm bevor um zum Abschluss zu bringen, was nur dort fertig werden konnte und in jeder Beziehung die Grundlage seiner künftigen Stellung in Deutschland werden sollte. Er verzichtete daher fast ganz auf gesellschaftlichen Verkehr, nur Vollards besuchte er regelmässig und mit Stackelberg und Panofka blieb der vertrauteste tägliche Verkehr bestehen, jeden Abend lasen sie zusammen Griechisch (Philostratus, Eusebius, Clemens). Seine wesentliche Aufgabe war, die Förderung der antiken Bildwerke. Gezeichnet ward unter seiner Aufsicht fortwährend eifrig, im April 1825 lagen 400 Monumente in Zeichnungen vor; auch in Stuttgart war der Lithograph fleissig, bei seiner Rückkehr nach Rom fand er 40 Tafeln der Correctur wartend. Ihm lag alles daran bald den ersten auf 100 Tafeln berechneten Band flott zu machen und den Text wenigstens zur ersten Lieferung zu schreiben [1]. Das Werk sollte dem König gewidmet werden, um seinem Gesuch an denselben Nachdruck zu geben. Die mühsame Ausarbeitung des Textes machte nicht geringe Schwierigkeit, seine Augen verlangten oft längere Schonung, dazu zog der ungewöhnlich kalte Winter in einem nach römischer Sitte unheizbaren Zimmer ihm nervöse Kopfschmerzen und eine fatale Gelbsucht zu. Daneben drängten andere Arbeiten und jede hatte ihr Missgeschick. Das Manuscript von Neapels antiken Bildwerken ging auf dem Wege nach Stuttgart in die Irre und kam erst nach längerer peinlicher Spannung zum Vorschein. Die Beschreibung des Vatican war bei Platner liegen geblieben, jetzt musste Abschrift und Revision aufs Aeusserste getrieben werden. Der Aufsatz über Roms antike Bildwerke wurde noch fertig gemacht, aber die erste topographische Arbeit, das Urkundenbuch, zum Abschluss zu bringen war ganz unmöglich. Nach mehrfachen Verhandlungen mit Bunsen, die beide wieder einander näherten, kam man endlich überein, das Manuscript in Bunsens Händen zu lassen und abzuwarten, ob Gerhard wieder nach Rom kommen und selbst die Vorarbeiten zu Ende bringen könne. Von dem Abschluss dieser Arbeiten und ihrem Ertrag hing auch die Möglichkeit ab, alle in Rom allmählich eingegangenen Verpflichtungen zu lösen und die Heimreise anzutreten. Nachdem in Berlin lange alles still gewesen war, erfuhr Bunsen unter der Hand Wittgensteins Aeusserung, der König wolle, dass man Gerhard in Italien halte, wo sein Aufenthalt nutzbringend und wichtig sein könne. Und in diesem Augenblick sollte

[1] Die Vorrede des druckfertigen Manuscripts wurde am 22. April 1826 unterzeichnet.

er nach Hause gehen, um seine Wiederanstellung zu betreiben. Allein alles war auf seine Abreise zugestellt, seine Eltern waren trostlos über jedes neue Hinderniss, und da officieller Bescheid von Berlin nicht kam, musste er sich schliesslich überwinden, was nur nach hartem Kampf geschah, von Bunsen ein Darlehen für die Rückreise anzunehmen. Am 17. Aug. 1826 wanderte er zu Fuss wieder zum Thor hinaus, in der wohlbekannten Kneipe zum *Papa Giulio* fanden sich Stackelberg, Kestner, Vollard, Riepenhausen zum Abschied ein, Abends machte er sich mit Panofka auf den Weg.

„Florenz ist eine schöne Stadt," schrieb er am 24. Aug. „der Aufenthalt durch Antiken, Bilder, Paläste und fröhliches Leben berühmt und anziehend, nur kann er den wenig anmuthen, der auf der Rückreise von Rom begriffen ist." Seine Erwartung *Venere Proserpina* gedruckt zu finden wurde getäuscht. Ein Theil des Manuscripts war verloren gegangen, er musste erst Ersatz dafür schaffen, dann selbst den Druck treiben und überwachen, das kostete drei verdriessliche Wochen. Sobald er „einige feuchte Exemplare in den Koffer packen konnte, wie die Kinder Israel die ungesäuerten Brote", entwich er aus „dem toskanischen Dresden". Die Reise über Genua, Turin und Mailand befriedigte ihn wenig. Dort trennte er sich von Panofka, der nach Paris ging, und reiste über den Splügen — ohne Mantel, dessen er sich in Italien entwöhnt hatte — direct nach München, wo ihn Thiersch und Schorn freundschaftlich aufnahmen. Hier erwarteten ihn neue Schwierigkeiten. Während ihm viel daran lag wenigstens ein Heft der antiken Bildwerke fertig mit nach Berlin zu bringen, war mit dem Druck noch nicht begonnen, es fehlte an Papier. Das Manuscript von Neapels antiken Bildwerken hatte sich zwar wiedergefunden, allein es musste theilweise umgeschrieben und durchcorrigirt werden, um es dem Setzer praktikabel zu machen. Mit Cotta waren Abrechnungen und Contracte zu machen, es war ungewiss, wann er nach München kommen würde. Nach vier unbequemen Wochen ging Gerhard ohne bestimmte Resultate fort, begrüsste in Halle Meier und die Verwandten, in Dresden Böttiger, und liess sich am 19. Dec., dem Geburtstag seines Vaters, in der Dämmerung als Baron Petz[1] bei den Seinigen anmelden, die ihn anfangs nicht erkannten und dann jubelnd empfingen.

Nach mehreren Wochen glücklichen Zusammenlebens mit den Seinigen, begab er sich im Februar 1827 nach Berlin, um eine gesicherte Stellung zu gewinnen. Erst nach Ostern erhielt er von Cotta

[1] „Und wo ein Bär den andern sah,
Da hiess es: Petz ist wieder da."

die ersten Kupferhefte seiner antiken Bildwerke[1], die er mit einem Gesuch dem Könige überreichte, auf das der Bescheid erst im Juli erfolgte. Diese Monate wurden, da seine Augen meistens leidend ihm zu Zeiten alle Arbeiten untersagten, zu einer schweren Geduldsprüfung. Zwar fand er bei alten Freunden, wie bei Zumpt, Gerstäcker, den er als Kunsthändler in Berlin fand, bei neuen Bekannten, wie Rauch, Hirt, wohlwollende Aufnahme, recht warm wurde ihm aber im Berliner Verkehr nicht. Böckh zeigte eine kühle Theilnahme, die Richtung, welche Gerhards Studien auf Archäologie und Mythologie genommen hatten, flösste ihm kein Interesse, eher Misstrauen ein. Dass Gerhard grade A. W. Schlegels Gast-Vorlesungen über Geschichte der bildenden Kunst[2], „welche die Bonner Studenten trivial finden würden", aus Anstandsrücksichten hören musste, trug auch nicht zu seiner Zufriedenheit bei. Der endlich erfolgte königliche Bescheid sicherte ihm zwar nicht, wie er gebeten, eine Anstellung am Museum zu, restituirte ihm aber seinen früheren Gehalt von 650 Thlr. als Wartegeld auf zwei Jahr mit 300 Thlr. Reisegeld nach Italien.

Schon längst war seine Gegenwart in München durch den Druck seiner Werke verlangt. Auf der Reise dahin untersuchte er die Antikensammlungen in Braunschweig[3], Hannover, Cassel, Arolsen[4] und verlebte schöne gemüthvolle Tage bei Menkes in Pyrmont. Ende August langte er in München an, wo er nahen Verkehr nur mit Thiersch und Schorn hatte, übrigens, wenig angezogen von der Münchener Lebensweise, dann auch verstimmt durch den Gang der Verhandlungen mit Cotta, der das Interesse an diesen Unternehmungen verloren hatte und seine frühere Liberalität verleugnete, der abstumpfenden und seinen Augen wenig zuträglichen Beschäftigung des Corrigirens oblag. Neapels antike Bildwerke waren bald vollendet, viel mehr Mühe machte der

---

[1] ANTIKE BILDWERKE ZUM ERSTENMAL BEKANNT GEMACHT VON ED. GERHARD (Münch. Stuttg. Tüb. 1827), angekündigt in einer Beilage zum Kunstblatt 1827. Die von Stackelberg gezeichnete Titelvignette zeigt in der Mitte den Wagen der Athene mit Waffen und der Eule, rechts einen mit Greifen bespannten Wagen der Apollons Leier, Bogen und Köcher trägt, links einen von Panthern gezogenen Wagen mit Becher und Thyrsus. Da die ersten Hefte ohne erklärenden Text erschienen, liess Gerhard einen vorläufigen erläuternden Aufsatz in Böttigers Archäologie und Kunst S. 98 ff. drucken. Auch Goethe machte darauf aufmerksam, Kunst u. Alterth. VI S. 299 f.

[2] Sie sind im Auszuge mitgetheilt im Berliner Conversations-Blatt 1827 N. 113–159.

[3] Ein Aufsatz über das Onyxgefäss erfolgte im Kunstblatt 1827 N. 94 ff. (hyperb. röm. Stud. II S. 188 ff.).

[4] Die Beschreibung dieser Sammlung erschien im Kunstblatt 1827 N. 87 ff.

schwierige Druck des Prodromus. Er unterzeichnete zwar die Vorrede am Geburtstage seines Vaters (19. Dec. 1827), aber erst am Neujahrsabend ging das letzte Manuscript in die Druckerei, und so wie der Druck der ersten Texteslieferung beendigt war[1], reiste er Ende Januar nach Italien ab[2].

Dies Werk würde durch Umfang und Planmässigkeit der Publication, wenn es vollendet worden wäre, ein grundlegendes Werk der archäologischen Forschung geworden sein, wie kein anderes; auch so spricht es durch seine Anlage und die ausgeführten Erklärungen die Grundanschauungen und die Methode Gerhards, wie er sie im Wesentlichen stets festgehalten hat, scharf und bestimmt aus.

Gerhard war, ursprünglich eine philologische Natur und durch eifrige philologische Studien geschult, nicht durch eine aus besonderer Begabung hervorgehende Neigung für die bildende Kunst zur Beschäftigung mit derselben getrieben, der Aufenthalt in Rom brachte ihn dazu. Nicht auf dem leichtesten Wege, aber auf dem sichersten, eigentlich naturgemässen Wege, durch den unausgesetzten Verkehr mit den Kunstwerken selbst, die ihm durch Betrachten, Vergleichen und Beschreiben genau bekannt und vertraut wurden, erwuchs ihm mit den einzelnen Aufgaben der Forschung die Auffassung der gesammten Disciplin. Umfassende auf Autopsie beruhende Monumentenkenntniss ward und blieb ihm das *A* und *Ω* der Archäologie. Schon als er 1826 aus Italien zurückkehrte, durfte er sich rühmen jedem Mitforscher darin überlegen zu sein, und später erweiterte sich seine Kunde noch sehr; so lange er seinen Augen nur noch etwas zumuthen durfte, wurde er nicht müde, jede Sammlung, kleine wie grosse, aufzusuchen, durchzugehen und wo möglich zu katalogisiren. Seine Fertigkeit mit seinen leidenden Augen rasch aufzufassen und sein Gedächtniss das Gesehene fest zu halten waren gleich erstaunlich, in übersichtlicher Beherrschung des ganzen Denkmälerstoffs ist ihm Niemand gleich gekommen. Bei fortgesetzten Studien musste ihm klar werden, dass die Archäologie dieser festen und breiten Grundlage entbehre, dass alle bisherigen Forscher, durch äussere Verhältnisse bestimmt, oder durch individuelle Neigung geleitet, sowohl in ihren Publicationen als in der Stellung der Aufgaben und in

---

[1] PRODROMUS MYTHOLOGISCHER KUNSTERKLÄRUNG VON ED. GERHARD (Münch. Stuttg. Tüb. 1828). Als Vignette eine Gemme mit der Heilung des Telephos und der Umschrift ὁ τρώσας ἰάσεται. Der zweite Titel ist *Text zu Ed. Gerhards antiken Bildwerken. In drei Lieferungen. I.*

[2] Bunsen hatte bei seiner Durchreise Anfang October auch das Manuscript zum ersten und zweiten Bande der Beschreibung Roms Cotta zur Drucklegung überbracht.

der Methode der Untersuchung einem durch die Natur der Sache nicht gerechtfertigten Eklecticismus folgten. Der einzige, der an sich und die Forschung strengere, ja die strengsten Forderungen auch in dieser Hinsicht gestellt und an einer Aufgabe bewundernswürdig bewährt hatte, war Zoega, und ohne Zweifel hat er auf Gerhard, wie sehr dieser sonst von ihm abweichen mochte, entscheidenden Einfluss geübt. Gerhard sprach nun die Forderung aus, dass, wie die Philologie alles was an Erzeugnissen der Litteratur erhalten ist als Gegenstand und Quelle ihrer Forschung ansieht, so die Archäologie den gesammten Vorrath von Denkmälern, alles was an Erzeugnissen der Kunst und des Kunsthandwerks auf uns gekommen ist, zur Grundlage habe. Als eine der Philologie verwandte und ebenbürtige Disciplin sollte sie, die er später als *monumentale Philologie* bezeichnete, in gleichem Sinn, mit gleicher Methode durch wissenschaftliche Erforschung der Monumente ihrerseits das Gebäude der Alterthumswissenschaft errichten helfen und daher stets mit der Philologie gemeinsam arbeiten. Die ungeheure Masse der Monumente musste aber durch Kritik geprüft und gesichtet werden. Galt es dabei zunächst die Tradition in allen ihren Momenten äusserlich festzustellen, so konnte die innere, auf das Wesen eingehende Kritik nur vermittelst eines sicheren Takts geübt werden, der auch hier, wie in der Philologie durch Lecture, nur durch lebendigen Verkehr mit den Kunstwerken erworben und gebildet werden kann. Uebersehbar und für die wissenschaftliche Benutzung brauchbar wird diese Welt von Monumenten erst durch Ordnung und Classificirung. Die Technik nach ihren verschiedenen Richtungen, der Fundort, Stil und Darstellung nach ihrer geschichtlichen Entwickelung, die Gegenstände endlich der Darstellung, geben eine Reihe von Gesichtspunkten ab, nach welchen die Kunstwerke zu betrachten und streng zu sondern sind, wenn eine wirklich methodische Erforschung derselben möglich werden soll.

Diese Grundsätze, einleuchtend und jetzt allgemein anerkannt, waren, namentlich der letzte, auf den Gerhard mit Recht grosses Gewicht legte, früher nicht mit der Bestimmtheit geltend gemacht und nicht mit der Consequenz durchgeführt wie von Gerhard. Seine Publicationen von den antiken Bildwerken an sind nach diesen Grundsätzen angelegt und ausgeführt; und haben ihn glückliche Umstände dabei begünstigt, so verringert das die Anerkennung der Consequenz nicht, mit welcher er sie der Wissenschaft nutzbar zu machen wusste. Die lange Reihe seiner Verzeichnisse von Kunstsammlungen gab das noch fortwährend befolgte Beispiel, wie solche Arbeiten mit Kritik und Methode nicht dem Bedürfniss dilettantischer Betrachtung sondern der Forschung genügend herzustellen seien. Wenn er so der Archäologie eine Masse gesichteten

und geordneten Materials zuführte, wie keiner vor ihm und neben ihm, so behielt er dabei die Umgrenzung und Gliederung derselben eben so fest im Auge[1]. Ist er wohl im Eifer sie als eine selbständige Disciplin zu constituiren mitunter zu weit gegangen, hat seine Neigung zu schematisiren hie und da eine allzugrosse Ordnung unbequem gemacht, so wird ihm das grosse Verdienst unbestritten bleiben, der Begründer der Archäologie als einer wissenschaftlichen Disciplin zu sein[2].

Die Aufgabe dieser Disciplin war, aus dem gegebenen Stoff methodisch Resultate für die Alterthumskunde zu gewinnen, das Bild des Alterthums herzustellen, wie es uns aus den Kunstwerken entgegentritt. Bei der Lösung derselben musste mehr als bei der Aufstellung der allgemeinen Grundsätze die Individualität, durch die Richtung der Zeit und persönliche Einwirkung bedingt, sich geltend machen. Seiner Anlage nach und mehr noch wegen des physischen Hemmnisses seiner Augen war das specifisch Künstlerische, die formale Darstellung und Durchbildung für Gerhard nicht das unmittelbar und vorzugsweise in den Kunstwerken ihn interessirende. Er fasste sie wesentlich als Monumente auf, als einen Theil des wissenschaftlichen Apparats für die antike Culturgeschichte, denen man abfragen müsse, was sie über Anschauungen und Denkweise des Alterthums uns verkünden. So war auch der eigentlich historische Sinn, der die allmähliche Entwickelung in ihren einzelnen Momenten zu verfolgen bestrebt ist, bei ihm nicht vorherrschend, er war eine entschieden systematisirende Natur, welche den Zusammenhang des Einzelnen aus der Einheit des Gedankens zu gewinnen suchte. So wie er an den Begebenheiten der Gegenwart, denen er mit der Theilnahme eines wissenschaftlich gebildeten Mannes folgte, bei sehr lebhaftem patriotischem Gefühl[3] doch kein eigentlich politisches Interesse nahm, so

[1] ZUR MONUMENTALEN PHILOLOGIE. Vortrag Gerhards in der Philologenversammlung in Berlin im J. 1850 (Verhandlungen S. 40 ff.), mit den damals aufgestellten Lehrsätzen (arch. Anz. 1850 S. 203 ff.).

GRUNDRISS DER ARCHÄOLOGIE. VON ED. GERHARD (Berl. 1853).

[2] O. Müllers Handbuch der Archäologie der Kunst erschien 1830, auch macht sich hier jener frühere Eklecticismus noch geltend. Welcker war in der Zeitschrift für alte Kunst (1819), namentlich in der Abhandlung über den Raub der Persephone der Zoegaschen Methode gefolgt; allein die Zeitschrift hörte bald auf, Welcker war dann längere Zeit nur als Lehrer wirksam und hat die Resultate seiner Studien über die alte Kunst leider nie im Ganzen zusammengefasst.

[3] „Mir fehlt im Vaterunser eigentlich eine Bitte fürs Vaterland", sagte er in späteren Jahren. Beim feierlichen Einzug der Truppen im Herbst 1866 schlich er sich, krank und matt wie er war, aus dem Hause, gelangte glücklich bis hinter das Gerüste der Zuschauer — sehen konnte und wollte er nichts — und wartete das Tedeum ab, in das er mit vollem Herzen einstimmte und glücklich, dass ihm das gelungen war, wieder nach Hause kam.

interessirte ihn an den Kunstwerken nicht so sehr der lebendige Organismus in der Ausbildung der künstlerischen Auffassung und Formgebung als der innere Gehalt der religiösen Anschauung, welchen er aus ihnen hervorzuziehen bestrebt war: die Kunstwerke waren ihm wesentlich Quellen der Religionsgeschichte. Die Zeit brachte es mit sich, dass auf diese Auffassung und die dadurch bedingte Kunsterklärung Creuzers Symbolik wesentlichen Einfluss übte. Der Gedanke, welcher, wenn gleich nicht scharf gefasst und klar ausgeführt, dem Buche zu Grunde liegt, dass im Mythus der Alten, wie er in Cultus, Poesie und Kunst ausgebildet ist, etwas Tieferes zu suchen sei, als verkommene Geschichte, verhüllte Philosopheme, verschmitzter Pfaffenbetrug, dass es sich um eine organische Entwickelung des religiösen Bewusstseins handele, welche in der Natur des Menschen wurzelnd, in ihren Grundbedingungen allen Völkern gemeinsam, in den einzelnen Nationen individuelle Ausbildung erlangt — dieser Gedanke ist bedeutend genug um es zu erklären, dass der wenn auch im Einzelnen unzureichende Versuch einer Durchführung nachhaltig einwirken musste. Gerhard, der die Ableitung des Griechischen aus dem Orient und die Vermischung des Griechischen und Orientalischen, wie sie hier auf unzureichende und unzuverlässige Kenntniss des Orientalischen hin unternommen war, nicht zugab, war auch zu gut philologisch geschult, um den gänzlichen Mangel an Kritik und an sauberer philologischer Arbeit zu übersehen. Aber der Hauptgedanke und manche einzelne Ideen regten ihn an, auch aus den Kunstwerken die religiösen Anschauungen zu schöpfen, die der alten Sagenwelt zu Grunde lagen, um „aus den Trümmern der verlorenen Schöne wieder ein Ganzes erstehen zu lassen“. In diesem Sinne wirkten auch die Genossen auf ihn ein. Schorn war ein Schüler Creuzers und seinen Ansichten zugethan; Stackelberg hatte seine mythologische Nahrung aus Creuzers Symbolik gezogen, die er in Poesien umsetzte, unfähig poetisches Phantasiren und wissenschaftliches Forschen zu scheiden; Panofka, der wohl durch Gerhard in die Symbolik eingeführt wurde, übte doch durch einen ursprünglich guten Blick für das Künstlerische, und seine rasche, witzige Combinationsgabe, die damals noch nicht zur frivolen Wortspielerei ausgeartet war, auch auf ihn Einfluss; ihnen allen war Gerhard durch solide philologische Gelehrsamkeit und Disciplin überlegen. Aber die Voraussetzung, dass ein zusammenhängendes System religiöser Ansichten im Alterthum bestanden habe und sich wiederherstellen lasse, führte ihn nothwendig dahin, dass er lieber den allgemeinsten Vorstellungen und Gedanken nachgrub, als der freien Bewegung folgte, in welcher sie individuelles Leben und Gestalt gewannen; dass er den treffenden Ausdruck derselben in einem Synkretis-

mus fand, der, erst als ein Erzeugniss später Philosophie hervorgetreten, ihm als ein Analogon für die ursprüngliche geistige Schöpfung dienen musste; dass er, da für diese Vorstellungen, als im Alterthum wirklich geltende, klare Zeugnisse nicht vorliegen, vielfach sie als Geheimlehren der Mysterien in Anspruch nahm; und dass er schliesslich die Beweiskraft der einzelnen Argumente nicht in der sicheren Ueberlieferung sondern in der Uebereinstimmung seines Systems fand. Die bei solcher Behandlungsweise unvermeidliche Unsicherheit wurde nicht wenig dadurch vermehrt, dass Kunstwerke ihm die Hauptzeugnisse lieferten, deren Sprache, an sich wenig articulirt, dadurch nicht bestimmter wird, wenn Attribute und Symbole vor den eigentlich künstlerischen Motiven als Hauptmittel der Deutung gelten. Allein Gerhard hatte zu der Sicherheit der den Kunstwerken abzugewinnenden Resultate unbedingtes Vertrauen, das zuletzt doch wieder auf die Concordanz des Systems gegründet war, und ihn über die Beschaffenheit der Hypothesen, die er als Zeugnisse verwerthete, nicht klar sehen liess; denn bei seiner feinen Combination und umfassenden Gelehrsamkeit übte er die *ars nesciendi* sehr ungern, und eine Deutung, eine Benennung, die manchmal nur der bequemeren Classification zu Liebe versucht war, wurde allmählich ein Ring in einer scheinbar festgeschlossenen Kette. Das mythologische System Gerhards wie die davon unzertrennliche archäologische Hermeneutik waren im Jahr 1826 ausgebildet und abgeschlossen, und Gerhard hat im Wesentlichen immer daran festgehalten. Die Impulse, welche namentlich Welcker, O. Müller, Forchhammer, die Sprachvergleichung der mythologischen Forschung nach verschiedenen Richtungen gaben, berührten ihn zwar lebhaft, und er verfolgte die weitschichtige Litteratur unausgesetzt mit gewissenhaftem Fleiss; allein zu einer eingehenden Revision und Modification seiner Ansichten fühlte er sich nie veranlasst, nur durch Compromisse im Einzelnen, meist äusserlicher Natur, suchte er sich gewissermassen auf gutem Fuss mit anderen Ansichten zu erhalten. Das wurde ihm durch eine eigenthümliche technische Sprache erleichtert, die er sich ausgebildet hatte, und die er, klar über das worauf es ihm ankam, mit Sicherheit handhabte, während die allgemeinen, oft unbestimmten, oft mehrdeutigen Ausdrücke den nicht eingeweihten oder zweifelnden unsicher liessen, wo er anfassen solle zum Verstehen oder zum Erwiedern[1].

Die antiken Bildwerke waren gross angelegt. Auf 300 Tafeln

[1] „Sichtung, Vollständigkeit und durchgängige Gliederung des gegebenen Stoffes" erstrebte die Bunsen gewidmete

GRIECHISCHE MYTHOLOGIE VON ED. GERHARD (Berl. 1854. 55) mit dem Motto *μωμήσεταί τις μᾶλλον ἢ μιμήσεται.* 2 Bde.

sollten etwa 600 noch nicht, oder ungenügend herausgegebene Bildwerke in getreuen, unter Gerhards Aufsicht gemachten Zeichnungen publicirt werden. Ihm war die Auswahl überlassen, und er war besorgt gewesen, eine nach allen Richtungen hin, besonders aber nach Seiten, die durch irgend welche Ungunst vernachlässigt waren, reiche und belehrende Folge zu geben. Ein Anhang von 100 Tafeln sollte Zusammenstellungen von meist publicirten Monumenten zur Erläuterung und Abrundung geben, das Ganze einen archäologischen Thesaurus als Grundlage monumentaler Forschung jeder Art bilden. Leider kam das in den Zeichnungen vollendete Werk nicht zur Ausführung. Da die ersten Hefte (80 Tafeln) keinen grossen Absatz fanden, liess Cotta die Unternehmung ruhen; später fand sich, dass die Zeichnungen zum Theil verloren, fertige Platten abgeschliffen waren, ohne schon abgezogen zu sein — das Werk war nicht mehr herzustellen. Gerhard sorgte, dass wenigstens die noch vorhandenen Platten[1] abgedruckt und 1839 publicirt wurden (Taf. 81—120. 401—420), sowie ein Heft Vasenbilder, das des grossen Formats wegen eine Beilage bildete[2].

Ausführliche Erläuterungen diesen Bildwerken beizugeben, war nicht Gerhards Absicht; eine kurze Inhaltsangabe mit den nöthigen litterarischen Nachweisungen begleitete jede Tafel. Zur Begründung des Standpunkts und zur Rechtfertigung der Erklärungsweise sollte der Prodromus dienen. Die Erläuterung der ersten 20 Tafeln gab Gelegenheit das mythologische System und eine Reihe von Fragen der archäologischen Hermeneutik in monographischer Ausführung zu erörtern[3]. Daran schlossen sich noch drei andere ebenfalls im Jahr 1826 geschriebene Abhandlungen an. Die Grundzüge der Archäologie, ein Fragment, Schorn und Meier zugeeignet, stellten den Begriff und Umfang der Archäologie auf und behandelten im Zusammenhang das wichtigste Kapitel seiner Mythologie, Götterdienst und Götterlehre[4]. Die zweite über Ursprung, Bedeutung und Anwendung der Hermen, gegen Zoega gerichtet, suchte Uebersicht und Ordnung in diese weitläufige

[1] Wer die aus dem Schiffbruch geretteten Zeichnungen und Probedrücke kennt, kann sich eine Vorstellung machen, welche Fülle interessanter, nur zum Theil später von anderen publicirter Monumente hier vereinigt war.

[2] GRIECHISCHE MYSTERIENBILDER HERAUSGEGEBEN VON ED GERHARD (Stuttg. u. Tüb. 1839).

[3] Das zweite und dritte Heft erschien erst 1844, die ausführliche Erklärung von Taf. 9—20, und den übrigen kurzen Text vollständig enthaltend.

[4] Hyperb. röm. Stud. I S. 1 ff. (1833). Die eigentliche München 1. Jan. 1828 unterzeichnete schöne Dedication ist nicht gedruckt; eben so wenig ein längeres Programm der hyp. röm. Gesellschaft, welches Panofka in grosses Entzücken setzte.

archäologisch-mythologische Gesellschaft zu bringen[1]. Die dritte über Endymion auf Sarkophagreliefs war eine Probe eingehender Besprechung der grossen Reihe von Vorstellungen dieser Sage[2]. Betrachtet man diese lange Reihe tief durchdachter und gelehrter, mit der grössten Akribie im Detail ausgeführter Arbeiten, erwägt man, welche Schwierigkeiten bei solcher Ausführung in Italien zu überwinden sind, welche Hemmnisse ihm seine Augen bereiteten, hört man dabei seine fortwährenden Klagen, es wolle mit der Arbeit nicht vorwärts, er könne nicht so fleissig sein, als er wolle — so wird man nicht nur mit Staunen, sondern mit hoher Achtung vor der geistigen und sittlichen Kraft erfüllt, die das zu Stande brachte.

Diese drei Abhandlungen waren für eine hyperboreisch-römische Publication bestimmt. Gerhard war unablässig bemüht dieser Gesellschaft eine wirkliche Gestalt und Wirksamkeit zu geben. Die römischen Freunde sollten mit deutschen und französischen Gelehrten, bei denen Panofka mit lebhaftem Eifer für „symbolische Archäologie" Propaganda machte, zusammentreten, um in regelmässigen Heften interessante Denkmäler zu publiciren, denen Abhandlungen zur Seite gehen sollten. Cotta hatte den Verlag übernommen, schon waren die Kupfer für ein Heft Monumenti inediti gestochen[3], Aufsätze für die hyperboreisch-

[1] Hyp. röm. Stud. II S. 197 ff. (1852). Einen Abriss derselben gab das zum Antritt der Professur geschriebene Programm *De religione hermarum* (Berl. 1845).

[2] Unterzeichnet Rom 14. März 1826. Sie blieb ungedruckt; nur Nachträge zu meiner Abhandlung über Endymion (arch. Beitr. S. 51 ff.) wurden daraus gegeben (arch. Ztg. 1862 S. 267 ff.). Ebenfalls ungedruckt blieben die Abhandlungen über einen bacchischen Sarkophag in Bolsena (ant. Bildw. 112, 2 3), unterz. Neapel 6. Oct. 1824; über ein Sarkophagrelief der Glyptothek in München (arch. Ztg. XVII, 130), unterz. München 28. Oct. 1827; die Pflege des jungen Bacchus auf einem Vasenbild (mon. ined. d. inst. II, 17), unterz. Rom 29. Nov. 1824; il matrimonis di Proserpina rappresentato in un vaso dipinto (ges. Abh. Taf. 70).

[3] Der Titel eines mir vorliegenden Exemplars von Probeabdrücken ist MONUMENTI ANTICHI INEDITI DELLA SOCIETA IPERBOREO-ROMANA. Fasc. I. II. Der Inhalt war:

1. 2 Ciste Durand, *Patroklos Leichenfeier und Nereiden* — von Stackelberg (vgl. Kunstbl. 1827 N. 32 f. 47).
3 *Aias und Kassandra*, Spiegel — von Stackelberg [1. 2. 3 publicirt von R. Rochette mon. ined. 20].
4 *Raub des Palladion*, Vasenbild — von Hirt [ann. d. inst. II tav. d' agg. D p. 95 ff.].
5 *Geburt der Aphrodite*, Restitution nach Phidias — von Sarti und Gerhard. [Gerhard ges. Abh. Taf. 17.]
Einführung der Aphrodite in den Olymp, korinthisches Puteal von Gerhard.

römischen Studien geschrieben und angekündigt[1]; da wurde Cotta die Sache leid, er sagte den Contract auf und das ganze Unternehmen unterblieb[2]. Aber in dieser romantischen, hyperboreisch-römischen Gesellschaft lag der Keim einer grösseren Stiftung für die Archäologie.

Eine rasche Reise in Begleitung des Dr. Corn. Bock, eines Rheinländers, der auch in Italien längere Zeit sein treuer Genosse blieb, brachte ihn am 12. Febr. 1828 nach Rom, wo er jetzt mit dem Bewusstsein einkehren konnte, durch seine Bücher, die Cotta freilich noch Monate lang zurückhielt[3], sich eine Stellung unter den Archäologen gesichert zu haben. Aber die Augen rächten sich für die ihnen in der letzten Zeit gemachten Zumuthungen und verurtheilten ihn zu gänzlicher Unthätigkeit, die nur durch den täglichen Verkehr mit Stackelberg und Kestner erträglich wurde. Mit ihnen unternahm er im Mai eine wohl gelungene, erfrischende dreiwöchentliche Reise durch Etrurien, zu welcher die im vorigen Jahr in Corneto neu entdeckten, bei einem längeren Aufenthalt von Stackelberg und Kestner gezeichneten Wandgemälde[4] die nächste Veranlassung boten. Eine unerquickliche Begegnung

---

6 *Deimos und Phobos* — von Panofka [hyberb. röm. Stud. I p. 245 ff. ohne Tafel].

7 *Blendung des Polyphemos*, Vasenbild — vom Duc de Luynes [mon. ined. d. inst. I, 7. ann. I p. 278.]

8. 9 *Odysseus unter dem Widder*, Vasenbild — vom Duc de Luynes [mon. ined. d. inst. I, 7 ann. I p. 278].

10 *Epigraphisches* — von Panofka [hyp. röm. Stud. I p. 317 ff. ohne Tafel].

11. 12 *Der gefesselte Herakles* — von Panofka [ebend. I p. 296 ff. ohne Tafel, 12 publicirt von R. Rochette mon. ined. 28].

[1] Gerhard Prodr. Vorr. p. XV. XXXIII f. Böttiger Archäol. u. Kunst p. 123 (wo *Horen* statt *Hermen* gedruckt ist).

[2] Erst später wurde der Plan wieder aufgenommen und die Trümmer der früheren Unternehmung mit neuen Beiträgen gedruckt

HYPERBOREISCH-RÖMISCHE STUDIEN FÜR ARCHÄOLOGIE. HERAUSGEGEBEN VON ED. GERHARD. (Berl. 1833. 1852). 2 Bde.

[3] Er selbst bekam Jahre lang kein Exemplar geliefert und musste das für den König bestimmte kaufen.

[4] Cotta hatte die Publication übernommen (Kunstbl. 1827 N. 68), aber auch hier hatte die Sache keinen Erfolg. Nach längerer Verzögerung des Textes und unerfreulichen Verhandlungen mit Cotta blieben die Zeichnungen liegen und die Veröffentlichung wurde aufgegeben. So behielt R. Rochette, „kein Hyperboreer, sondern ein Arimaspe", mit seiner Klage über das *absurde privilège* (cours d'archéol. p. 149) leider Recht. Das Privilegium, allein die Wandgemälde zu zeichnen und zu publiciren, welches Stackelberg und Kestner von der päpstlichen Regierung erwirkten, hinderten R. Rochette, der 1827 in Italien war, sie, wie er wünschte, herauszugeben. (Dorow Etrurien u. der Orient S. 11 ff.) Stackelberg rächte diese und andere Anzapfungen

war die mit Hofr. Dorow, der mit Reisegeld nach Italien geschickt durch Antikenkäufe und litterarische Rührigkeit, trotz seiner wissenschaftlichen Unfähigkeit sich eine Stellung am Berliner Museum zu erwirken strebte[1], und zu dem Gerhard bald in das naturgemässe Verhältniss einer entschiedenen Feindschaft trat[2]. Eine andere Begegnung war erfreulich und von bedeutenden Folgen. H. Duc de Luynes, in Paris im rührigen Verkehr mit Panofka für ein ernstes Studium der alten Kunst gewonnen, kam auf der Reise nach Sicilien begriffen nach Rom. Man hat ihn nach seinem Tode (1867) in Paris den letzten Edelmann Frankreichs genannt. Gewiss hat selten ein Edelmann das *noblesse oblige* für die geistigen Interessen von Kunst und Wissenschaft hochherziger aufgefasst und geübt. Mit lebhaftem Gefühl für die Kunst begabt, das er zur feinsten Kennerschaft ausbildete, scheute er für sich keine Arbeit um in das technische und geistige Verständniss derselben einzudringen und war stets bereit mit grossartiger Liberalität die Unternehmungen anderer zu unterstützen und zu belohnen. Er war geneigt den von Cotta aufgegebenen Plan aufzunehmen und zu erweitern, und es wurden Verabredungen, die im Juli in Neapel zum Abschluss kamen, zu einem *Journal universel de l'archéologie* getroffen, welches in Paris erscheinen, Aufsätze in französischer, italienischer und lateinischer Sprache enthalten und von einem *Bulletin* begleitet sein sollte, das fortlaufenden Bericht über neue Entdeckungen zu geben hatte. Als Mitarbeiter konnte man ausser dem Duc de Luynes, Gerhard, Panofka, Stackelberg auf Letronne, Guigniaut, Millingen, Hirt und Welcker rechnen.

Das Augenleiden trieb ihn im Juni nach Neapel; schwer wurde ihm der Abschied von Stackelberg, der jetzt ernstlich zur Abreise rüstete, und ohne ihn mochte er sich Rom gar nicht denken[3]. In Neapel

durch eine scharfe Brochure *Quelques mots sur une diatribe anonyme* (Par. 1829) mit einer witzigen Vignette, angeblich nach einem Vasenbild, auf R. Rochette. Sie ist wiederholt bei Champfleury hist. de la caricat. ant. p. 226. Inghirami nahm sie bona fide als antik in seine *Vasi Fittili* auf und vertauschte erst von Gerhard aufgeklärt die Tafel mit einer anderen. Indessen bestand zwischen den Hyperboräern und R. Rochette eine Abneigung, durch dessen Verbindung mit Dorow genährt, welche sich auch bei Gerhard bemerkbar machte, aber in einem anerkennenden Nekrolog (arch. Anz. 1855 S. 47) nicht mehr nachklang.

[1] Dorow Erlebtes III S. 378 ff. Er kaufte eine Sammlung etruskischer Thongefässe mit Reliefs und bemalter Vasen zusammen, die nachher ins Berliner Museum gelangte. Dorow Einführung in eine Abtheilung der Vasensammlung des Kön. Museums in Berlin (Berl. 1833).

[2] Dorow bescheinigte dieselbe, indem er (Einführung, Vorw. S. VII) auf den „scharfsichtigsten und systemfreiesten Archäologen, Prof. Gerhard" und dessen „bekannte Bescheidenheit" provocirte.

[3] Stackelberg verliess Rom am 7. Aug. 1828.

liessen ihn die Augen nur vegetiren, „so schlaraffenartig, als es für einen zum Geniessen so unfähigen Menschen nur möglich war“. Aber Bunsen hatte ihm nicht nur den Auftrag mitgebracht Vasen für das Museum zu kaufen, was ihn bei den Kunsthändlern in Respect setzte, sondern die erwünschte Nachricht, dass das Ministerium eine Summe bewilligt habe, um durch ihn Zeichnungen nach antiken Kunstwerken machen zu lassen, aus welchen ein archäologischer Apparat beim Museum gebildet werden sollte. Durch diese in den nächsten Jahren fortgehende Bewilligung wurde es ihm möglich, mit seiner Sachkenntniss und Consequenz die ausserordentliche Sammlung von Zeichnungen zu Stande zu bringen, welche beim Museum niedergelegt die Grundlage seiner späteren Publicationen bildete und bei weitem nicht erschöpft ist. Nachdem vier Zeichner in Neapel eine Zeit lang thätig gewesen waren, ging er Anfang September nach Rom zurück, um nach achttägigem Aufenthalt mit dem bereits bewährten Zeichner Carlo Ruspi Etrurien zu durchreisen, wo er ihn an den wichtigen Orten einführte und wohl instruirt zum Zeichnen zurückliess, während er selbst nach kurzem Aufenthalt in Florenz am 15. Oct. wieder in Rom eintraf.

Hier stand die Ankunft des Kronprinzen von Preussen (Friedrich Wilhelm IV) bevor. Gerhard, der an der Führung desselben in Rom sich betheiligte, fand Gelegenheit seine geistreiche Theilnahme namentlich an topographischen Fragen und bei Ueberreichung seiner Druckschriften auch an seinen mythologischen Untersuchungen zu rühmen. Wichtiger wurde es ihm, dass er, da Panofka, welchen man von Paris erwartete, nicht eintraf, beauftragt wurde dem Kronprinzen in Neapel als Führer zu dienen. Da er hier (vom 8. Nov. an) 14 Tage in seiner unmittelbaren Nähe war, so konnte er die Gelegenheit wahrnehmen ihn für die Angelegenheit zu interessiren, die ihm am meisten am Herzen lag.

Die Verabredung mit dem Duc de Luynes setzte voraus, dass Panofka in Paris Redaction und Druck der Zeitschrift leiten würde; seitdem dieser sich verpflichtet hatte den kunstliebenden Duc de Blacas, der als Gesandter nach Neapel ging, als Privat-Archäolog zu begleiten, war dies hinfällig geworden, denn es fehlte in Paris an einer dafür geeigneten Persönlichkeit. Gerhard aber konnte den Plan, welcher die *società Iperboreo-romana* zu einer *società Europea* erweiterte, nicht aufgeben und hielt nur um so fester an dem Gedanken, dass Mittelpunkt und Leitung der Natur der Sache nach in Rom sein müsse. Er suchte Bunsen für seinen Plan zu gewinnen; allein dieser, so wünschenswerth er die Ausführung fand, scheute die äussere Unsicherheit eines so grossen Unternehmens, zumal bei dem Widerstand, den es in Rom bei der Regierung wie bei Privatpersonen finden würde, zu sehr, um ein so heisses Eisen

anzufassen. Unter diesen Umständen kam es darauf an eine hohe Protection zu gewinnen, welche der Gesellschaft Glanz und nöthigenfalls Schutz gewährte. Es gelang Gerhard den Kronprinzen für die Sache zu gewinnen, auf dem Markt von Pozzuoli versprach dieser das Protectorat zu übernehmen und nach der Rückkehr nach Rom erhielt Gerhard durch Graf Gröben die förmliche Annahme des Protectorats[1]. Nunmehr ging auch Bunsen mit Lebhaftigkeit auf die Gründung des Instituts ein, welchem er durch geistige Betheiligung an den wissenschaftlichen Aufgaben, durch energische Vertretung, durch thatkräftige Förderung und Unterstützung grosse Dienste geleistet hat, denen es wesentlich Emporkommen und Erhaltung zu danken hat. Auch Kestner, dem Gerhard auch nach Stackelbergs Weggang nahe verbunden blieb, nahm an der neuen Stiftung thätigen Antheil. War er gleich nicht der vollendete Meister in allen freien und ritterlichen Künsten, nicht der sichere Kritiker in Wissenschaft und Kunst, als welchen er sich selbst gab und gern von andern loben hörte, so machte doch seine ungeheuchelte Liebe zur Kunst, von der seine schönen Sammlungen Zeugniss ablegen, sein stets hülfsbereites Wohlwollen, seine lange römische Erfahrung und seine Stellung als hannöverscher Geschäftsträger ihn zu einem wirksamen Theilnehmer jener Bestrebungen. Am 9. Dec. 1828 wurde bei Bunsen die bestimmte Verabredung zur Gründung des Instituts getroffen. Natürlich ging dann Gerhards Thätigkeit während des Winters fast ausschliesslich in den Vorbereitungen auf, das unternommene Werk auch wirklich ins Leben zu rufen. Die Organisation war festzustellen, Statuten aufzusetzen, durch Verbindungen nach allen Seiten hin Mittel und Kräfte verschiedener Art zu gewinnen, widerstrebende Einflüsse zu beseitigen. Die römischen Gelehrten hatten zwar ihre Betheiligung zugesagt, allein bald machten sich Bedenken gegen ein auf ihrer Domäne von Fremden unternommenes und geleitetes Institut von solcher Bedeutung in verschiedenen Kreisen geltend. Einige zogen sich zurück, andere hielten nur widerwillig aus; eigentlich war es der einzige Fea, der durch seine Hingebung an

[1] „Das Gedeihen des Instituts," schrieb der Kronprinz (31. Jan. 1832) „zu welchem Sie mir auf dem Markte von Pozzuoli meinen Namen abquetschten, befriedigt mich gar sehr. Grüssen Sie alle meine Bekannten in der ewigen Stadt. Hat Bunsen wohl die nähere Bekanntschaft meines Neffen Max, des Kronprinzen von Bayern, gemacht? Er glüht für Kunst und Wissenschaft. Hat ihm Bunsen noch nicht die Trümmer des höchsten Jupiter im Gänsestall gezeigt, so muss er das durchaus thun, überhaupt danach trachten, seine Begriffe vom Foro Romano orthodox zuzustutzen, damit er nach Deutschland zurückgekehrt nicht etwa glaube den Jupiter Optimus Maximus in Aracelii besucht zu haben."

alles, was dem römischen Alterthum zum Gewinn werden konnte, getrieben wurde ehrlich und mit vollem Interesse mitzuwirken. Gerhards unermüdliche Thätigkeit und zähe Ausdauer[1] kam glücklich aus Ziel, am 21. April (dem Geburtstag Roms) 1829 wurde in feierlicher Sitzung das *instituto di corrispondenza archeologica* eröffnet[2]. Schwerlich hat Gerhard selbst damals, wo er zunächst die Begründung einer umfassenden archäologischen Zeitschrift im Sinne hatte, geahnt, zu welchem grosssartigen wissenschaftlichen Gebäude er den Grundstein legte. Aber ihm war der Lohn beschieden, zu erleben, wie unter seiner Mitwirkung ein Bau emporstieg, welcher der Wissenschaft, der sein Leben angehörte, einen dauernden, reich ausgestatteten Wohnsitz bereitete.

Die Aufgabe des Instituts war, durch zuverlässige und sachkundige, möglichst über alle Gegenden des *orbis antiquus* ausgebreitete Correspondenzen von allen bedeutsamen Entdeckungen im Gebiet der alten Kunst, Epigraphik, Chorographie und Topographie regelmässige und zusammenhängende Kenntniss zu erlangen, und durch Fundberichte, Beschreibungen, Zeichnungen, Pläne und Karten, welche im Archiv des Instituts ihren Sammelplatz finden sollten, die unübersehbare Masse der täglich zuwachsenden Facta der Wissenschaft zu sichern. Von diesen sollte alles Wesentliche und Bedeutende in den monatlich erscheinenden Blättern des BULLETTINO den Archäologen mitgetheilt werden, die nicht weniger als die Naturforscher auf zuverlässige und rasche Kundmachung des Factischen angewiesen sind; eine zusammenfassende Uebersicht jedes Jahr den Status der wissenschaftlichen Erwerbungen darlegen. Ausführlichere wissenschaftliche Erörterungen blieben den jährlichen Bänden der ANNALI zugewiesen, hauptsächlich in der Form gelehrter Erläuterungen auserlesener noch nicht bekannt gemachter Kunstwerke, welche theils in den grossen, sorgfältig ausgeführten Tafeln der MONUMENTI INEDITI, theils in den kleineren Hülfstafeln der ANNALI zu publiciren waren[3].

In Rom selbst, das schon durch die Menge der Reisenden ein Mittelpunkt archäologischer Studien und Liebhaber war und ist, sollte das Institut während des Winters unmittelbar für die Wissenschaft wirken

[1] Das preussische Protectorat rief bei den Franzosen eine, anfangs auch von Panofka getheilte, Verstimmung hervor, die zwar beschwichtigt wurde, aber später in der Pariser Separatpublication der Nouvelles Annales (1836—1839, 2 Bde.) sich aussprach.

[2] Das Statut ist bei den ersten Publicationen des Instituts mitgetheilt worden. In den Jahren 1834 und 1836 wurden einzelne Abänderungen und Zusätze nöthig befunden (ann. VI p. 5 ff.).

[3] Vom Institut wurden auch, vornämlich auf Gerhards Betrieb (vgl. Kunstbl. 1827 N. 73 ff.) mit Beihülfe von Cades, Abdrücke ausgewählter Gemmen in 6 Centurien publicirt. Vgl. arch. Intell. Bl. 1835 S. 51 ff.

theils durch wöchentliche Versammlungen (*adunanze*), um neue Entdeckungen mitzutheilen, interessante Monumente vorzulegen, die Resultate wissenschaftlicher Forschungen zu discutiren, theils durch Vorlesungen, theils durch Curse in den Museen. Zwei öffentliche Festsitzungen an Winckelmanns und Roms Geburtstag (9. Dec. 21. April) waren für eine würdige Repräsentation bestimmt.

Die Mitglieder des Instituts sollten theils zahlende (*associati*) sein, denen die Institutsschriften geliefert wurden, theils correspondirende (*soci corrispondenti*) und ordentliche (*membri ordinari*), welche in irgend einer Weise sich an der wissenschaftlichen Arbeit betheiligten. Die Verwaltung war unter dem Kronprinzen als Protector einer Direction übergeben. Präsident derselben war der Duc de Blacas, Secretär Bunsen, Vicesecretäre Gerhard und Panofka, Secretäre der deutschen, französischen und englischen Sectionen Welcker und O. Müller, Duc de Luynes, Millingen, der den Winter in Rom zubrachte, ordentliche Mitglieder Fea, Nibby, Thorwaldsen. Ausserdem gab es Ehrenmitglieder der Direction und des Instituts. Gerhard hielt auf diese vielgegliederte Hierarchie, auf jährliche Ernennungen und Beförderungen, die in stattlichen Diplomen bestätigt wurden, theils in Berücksichtigung der Neigung der Italiener — und nicht bloss der Italiener — für papierne Ehrentitel, theils aus eigener Neigung zum Classificiren. Ungemein erfinderisch war er auch in der Terminologie des Bullettinostils, namentlich der Scala der Prädicate für die *instancabili* und *bene meriti soci corrispondenti*, von deren nicht druckbaren Berichten das Institut sich freute *fur tesoro nell' archivio*, bis zu der Unterschrift *M[ene] T[ekel] P[harse]* unter unliebsamen Artikeln, die Niemand vertreten mochte. Uebrigens wäre ohne Gerhards Persönlichkeit ein solches Institut nimmer lebendig geworden. *Signor Odoardo* war durch seine wiederholten Reisen in ganz Italien allenthalben bekannt und geehrt; es gehörten seine weitverzweigten persönlichen Verbindungen, seine Unermüdlichkeit im Correspondiren, sein Vertrautsein mit italienischer Sitte und Ausdrucksweise, seine Zähigkeit und sein Humor dazu, um aller Orten Correspondenten mobil zu machen, einigermassen zu disciplíniren und bei gutem Willen zu erhalten.

Die Kosten der Publication und Verwaltung wurden durch die Einnahmen der jährlich 2 Louisd'or zahlenden Mitglieder bestritten. Eine Reihe von Jahren gelang es im Wesentlichen die Existenz des Instituts auf diese Einnahmen, welchen die Freigebigkeit einzelner Gönner, wie des Duc de Luynes zu Hülfe kam[1], zu begründen; mehreremal aber

[1] Durch seine Unterstützungen wurden von den Annalen die Jahrgänge 1841. 43 halb, 1845. 47 ganz in Paris gedruckt.

wurden die nie ganz aufhörenden Schwankungen und Verlegenheiten zu bedenklichen Krisen, aus welchen nur durch die Geschicklichkeit und Entschlossenheit hauptsächlich Bunsens und Brauns das Institut gerettet wurde. Namentlich seit dem Jahr 1848 hatte das Institut unter mancherlei ungünstigen Verhältnissen zu leiden; die Lücken absterbender oder zurücktretender Mitglieder füllten sich nicht regelmässig wieder aus. Zwar gewährte der Protector der Anstalt als König seit dem Jahr 1842 eine wesentliche Unterstützung durch die Besoldung der beiden in Rom fungirenden Secretäre, allein dies geschah durch eine nur auf Zeit gemachte Bewilligung. Im Jahr 1858 wurde Gerhard die Beruhigung zu Theil, dass die preussische Regierung durch eine bedeutend erhöhte regelmässige Subvention das Institut nicht allein sicherte, sondern zu freierer und tiefer eingreifender Thätigkeit ausrüstete; und noch in seinen letzten Tagen wirkte er mit dazu, das Institut, das seit seinem Entstehen in Italien das *instituto Prussiano* hiess, fest an den preussischen Staat und die Akademie der Wissenschaften zu knüpfen und dadurch vor den Wechselfällen sicher zu stellen, welchen eine Privatassociation auf die Dauer nicht entgehen kann. Kostete es ihm auch einige Ueberwindung den ihm vertrauten Organismus der Verwaltung zu ändern, so war doch dies der Sachlage nach nothwendige Opfer, wenn die ursprüngliche Wirksamkeit des Instituts in ihrem Wesen, woran Gerhard mit aller Ausdauer der Umsicht und Neigung festhielt, erhalten bleiben sollte, zu verschmerzen[1]. Allerdings war Gerhard, so lange er in Rom blieb, Kopf und Hand des Instituts gewesen; nachdem er Italien verlassen hatte, fiel die Leitung, namentlich die Redaction der Publicationen, den Secretären zu, vor denen natürlich die Direction mehr und mehr zurücktrat[2]. Allein Gerhard verfolgte auch von Berlin aus die Angelegenheiten des Instituts mit dem sorglichen Blick des Stifters und behielt die Oberleitung in der Hand[3]. Es war begreiflich, wenn er glaubte

[1] Die Direction hatte unter der Bezeichnung Centraldirection in Berlin ihren Sitz genommen, während die Secretäre in Rom die Aufgaben der Instituts ins Werk setzten. Anfangs nahmen auch die auswärtigen und Ehrenmitglieder an den Berathungen und Abstimmungen Theil, später wurde das Recht der Abstimmung an den Aufenthalt in Berlin geknüpft. Durch die Centraldirection wird der Regierung Bericht über die Verwaltung des Instituts erstattet, auf ihren Vorschlag die Secretäre als Beamte angestellt. — Mitglieder der Centraldirection waren im Jahr 1867 ausser Gerhard H. Abeken, Haupt, Hercher, Lepsius, Meineke, Mommsen.

[2] Secretäre waren nächst Gerhard und Panofka Ol. Kellermann, Em. Braun, Rich. Lepsius, Wilh. Abeken, Wilh. Henzen, Heinr. Brunn, Wolfg. Helbig.

[3] Dem Publicum pflegte er, wenn auch nicht alljährlich, *Thatsachen des*

von fern auch das Detail noch in ähnlicher Weise beaufsichtigen zu können, als da er selbst persönlich alles betrieb, und dass er mitunter nicht leicht zu befriedigende Forderungen stellte, wiewohl ihm auch nicht immer aufmerksame Bereitwilligkeit entgegenkam; begreiflich, wenn ihm, wie es früher naturgemäss war, so auch später die eigenen Unternehmungen als identisch mit denen des Instituts erschienen, was freilich nicht ohne Widerspruch bleiben konnte. Abgesehen von solchen Störungen, wie sie menschlichen Verhältnissen anhaften, war und blieb Gerhard anerkannt von allen Seiten auch als Hyperboräer der Archeget der archäologischen Colonie in Rom.

Die Geschichte des Instituts zu schreiben ist nicht dieses Orts, wäre auch meine Sache nicht und kaum schon an der Zeit[1]; seine Bedeutung und Wirksamkeit im Allgemeinen anzudeuten ist leicht. Wollte man auch nur den ursprünglichen Maassstab anlegen, so ist die Menge der in der stattlichen Reihe von Bänden zuerst und würdig, zum Theil glänzend veröffentlichten Monumente, die Fülle wissenschaftlich anregender Forschungen, der Reichthum archäologischer Facta so gross und bedeutend, dass keine Publication verwandter Art sich damit messen kann. Und doch ist es von ungleich grösserer Bedeutung, dass das Institut ein Mittelpunkt für alle die geworden ist, welche die Länder des klassischen Alterthums aufsuchen, um dasselbe aus den Monumenten kennen zu lernen, nicht allein durch reiche Hülfsmittel und vielfache Verbindungen förderlich, sondern durch wissenschaftliche Tradition bildend und schulend. Wenn man die Institutsschriften darauf durchgeht, wird man nicht ohne Interesse die lange Reihe junger Gelehrten verfolgen, welche dort einander ablösend gearbeitet, gelernt und sich versucht haben. Für Gerhard, der in dieser archäologischen Schulung auf klassischem Boden eine wesentliche Förderung der Alterthumsstudien sah, war die im Jahr 1856 erfolgte Gründung zweier Staatsstipendien, mit welchen jährlich auf den Vorschlag der Centraldirection zwei Philologen nach Rom entsendet werden, die erfreulichste Erfüllung seiner von jeher verfolgten Bestrebungen[2]. Erst jetzt sah er die Continuation der von ihm so sehr geliebten Studien dauernd gesichert. Und wer in *casu*

archäologischen Instituts in Rom (1832 ff. *notice sur l'institut* 1840; *notizie intorno l'instituto* 1860), einen übersichtlichen Bericht über dessen Unternehmungen vorzulegen.

[1] Einen kurzen Ueberblick hat Lepsius gegeben (mem. d. inst. II p. IX ff.).

[2] Das Statut dieser Stipendien ist mitgetheilt arch. Anz. 1860 S. 43 ff. Stipendiaten waren bis jetzt Al. Conze, Ad. Michaelis (1859), Curt. Wachsmuth, Ad. Kiessling (1860), Aug. Reifferscheid, Wolfg. Helbig (1862), Reinh. Kekulé (1863), Otto Benndorf (1864), Bernh. Graser (1865), Eug. Bormann, Karl Dilthey (1866).

Turpeia heimisch gewesen ist und dankbar des Aufenthalts in Rom, wie auf einer höheren Universität, gedenkt, der vergisst auch des Mannes nicht, der dieses Museion gegründet hat.

Um an einem Beispiel zu zeigen, was durch das Institut gefördert worden ist, so sei nur erwähnt, dass das Corpus der lateinischen Inschriften ohne das Institut nicht möglich gewesen wäre. Gerhard, der die Epigraphik der monumentalen Philologie zutheilte, sah es von Anfang an als eine Hauptaufgabe des Instituts an, eine Sammlung der lateinischen Inschriften vorzubereiten. Borghesi, der sich mit voller Theilnahme dem Institut widmete und bei jeder sich eröffnenden Aussicht für die Herstellung eines solchen Corpus bereit war dieselbe mit Rath und That zu fördern, nahm Kellermann, der hauptsächlich um der epigraphischen Studien willen seit 1832 als Secretär des Instituts angestellt war, in seine Schule. Unter seiner Leitung, mit allen Hülfsmitteln des Instituts, sollte das von den Akademien in Kopenhagen, Berlin und München unterstützte Corpus durch Kellermann bearbeitet werden[1]. Nach seinem Tode (1837) wurde ich bei meinem Aufenthalt in Rom (1839) von Braun und Gerhard veranlasst den Nachlass Kellermanns zu erwerben und damit auch eine halbe Verpflichtung, seinen Plan wieder aufzunehmen, woran freilich zunächst noch nicht zu denken war. Als Savigny im Jahr 1845 auf das Corpus inscriptionum latinarum zurückkam, mich für die Ausführung desselben ausersah und die Angelegenheit an die Akademie in Berlin brachte, nahm vor allen Gerhard sich des alten Plans mit Eifer an und wurde trotz aller Schwierigkeiten nicht müde, für die von jeher beim Institut durch Borghesi maassgebenden Grundsätze einzutreten, bis diese zur Geltung kamen. Ich konnte mir wenigstens das Verdienst erwerben auszuhalten, bis Th. Mommsen, der sich in Italien vom Institut aus zum Epigraphiker bildete, eintreten konnte in die Aufgabe, die ein gutes Geschick ihm aufbehalten hatte.

In den nächsten Jahren wurde Gerhard durch die Sorge fürs Institut vollständig beschäftigt. Nachdem die Schwierigkeiten mit der römischen Censur, welche anfangs den Druck des Bullettino unmöglich zu machen drohten, glücklich beseitigt waren, bedurfte es einer unausgesetzten Thätigkeit im Correspondiren, Redigiren, Corrigiren und eigener wissenschaftlicher Arbeit, um die Institutsschriften in regelmässigen Gang zu bringen und darin zu erhalten. Dabei bereiteten ihm die Augen fortwährend die bedenklichsten Hindernisse, wiewohl er „Gott zu danken hatte, dass pflichtmässige Geschäfte ihm öfters gelangen, auch wo sie seine Kräfte zu

[1] O. Jahn spec. epigr. p. X ff.

übersteigen schienen". Er war zufrieden angesichts seiner gedruckten Arbeiten wenigstens verlangen zu können, „dass ihn keiner nach seinen Augen frage, da es Niemand angehe, wie er sich Jahr und Tag mit Dingen abmühe, die er mit der Kraft früherer Jahre in Stunden beseitigt hätte". Das Institut war zu rechter Zeit gegründet, da die durch Feoli und den Fürsten von Canino (Lucian Bonaparte) im Jahr 1828 begonnenen Ausgrabungen auf dem Boden des alten Vulcei eine Fülle bemalter Vasen zum Vorschein brachten, in den folgenden Jahren durch Entdeckungen im ganzen Bereich Etruriens vermehrt, welche einstweilen diese Gattung von Kunstwerken in den Vordergrund des archäologischen Interesses stellten. Im März 1829 unternahm Gerhard eine Reise dahin, die im Juni mit Kestner wiederholt wurde. Vom Fürsten von Canino und seinem Hausorakel Padre Maurizio freundlich aufgenommen wohnten sie unter Zelten den Ausgrabungen bei und sahen die sorgfältig gesammelten Scherben, in der Nacht restaurirt, andern Morgens beim Frühstück als vollständige Vasen wieder. Auch im Mai 1830 und 1831 wiederholte er dieselbe Reise und erstattete über den Thatbestand eingehenden Bericht in dem im Herbst 1831 vollendeten *Rapporto Volcente*[1], der gewissermassen die Probe ablegte, was das Institut der Wissenschaft leisten sollte und konnte. Zum erstenmal war einer so umfangreichen Entdeckung gegenüber durch genaue sachkundige Beobachtung das Factische kritisch fest gestellt und für die daraus zu ziehenden Resultate der Weg gewiesen; selten war auf so knappem Raum so viel neues Material, so viel Belehrung zusammengedrängt[2]. Zur Ausgleichung unternahm Gerhard im October 1829 eine Reise nach Basilicata und Puglien, die ihn bis Tarent führte, hauptsächlich um die unteritalischen Vasen an den Fundorten zu studiren und dem Institut auch hier Verbindungen zu eröffnen. Während er nach seiner Rückkehr, dem grösseren geselligen Verkehr mehr und mehr entfremdet, nur bei

[1] Ann. III S. 218. Vgl. Zur Revision der Vasenkunde arch. Ztg. 1855 S. 100 ff.

[2] Ausser kleineren Beiträgen schrieb Gerhard noch für die annali Osservazioni preliminari (I p. 3 ff.); Vasi panatenaici (II p. 209 ff.); Vasi vulcenti (III p. 225 ff.); Pitture tarquiniensi (III p. 312 ff.). In den späteren Jahrgängen erschienen nur vereinzelte Aufsätze Gerhards Vaso Perugino (ann. V p. 346 ff.); Sur deux coupes etrusques (ann. VII p. 172 ff.); Ultime ricerche sulle forme dei vasi greci (ann. VIII p. 147 ff.); Adunanza de' numi che accolgono Pallade, rappresentata nel tempio di Nike apteros (ann. XIII p. 61 ff.); Hermès de Jupiter Terminalis (ann. XIX p. 327 ff.); Intorno la pittura Pompejana rappr. i XII dei (ann. XXII p. 206 ff.); Teofania nuziale di Dionisio e Cora (ann. XXIX p. 211 ff.).

Bunsens regelmässig Mittags, bei Vollards meistens Abends Gast, ganz seinen Arbeiten lebte, traf ihn unerwartet der nach kurzem Krankenlager am 29. Nov. erfolgte Tod des Vaters[1]; des Sohnes nie ausbleibender Glückwunsch zum Geburtstag erreichte ihn nicht mehr. Der Schlag traf ihn um so härter, da er es tief empfand, „dass er dem Vater, wiewohl mehr durch Gottes Fügung als durch eigene Schuld, im Leben wenig Freude gemacht habe". Auch sah er wohl ein, dass er für die nächste Zeit von den Seinigen fern bleiben müsse, Trauer und Sorge nicht mit ihnen theilen könne, vielleicht ohne sie von der Nothwendigkeit der fortdauernden Trennung zu überzeugen; am wenigsten bedrängte es ihn dabei, dass zu den eigenen Verpflichtungen, von denen er sich noch nicht hatte frei machen können, nun neue für seine Angehörigen hinzukamen.

Einige Arbeitserleichterung brachte es ihm, dass die Annalen abwechselnd erst heft-, dann bandweise in Paris unter Panofkas Leitung zum Druck kamen, die viel unbequemere Sorge für das Bullettino aber blieb ihm allein. Unmittelbare Unterstützung gewährten ihm im Frühjahr 1830 zwei junge deutsche Philologen, W. Schluttig und Ambrosch. Nachdem Schluttig, der sich ihm besonders herzlich angeschlossen hatte, durch ein hitziges Fieber hingerafft war (13. Oct. 1830), blieb ihm Ambrosch als ein fleissiger, stets bereiter, lieber Gehülfe zur Seite. Im Herbst 1831 erfrischte er sich nach Vollendung des rapporto Vulcente durch eine Reise nach Neapel, die ihn wieder an den Fuciner See und an manche früher nicht besuchte Orte führte. Im Winter nahm er in Rom zum Abschied wieder mehr an der Geselligkeit Theil; denn jetzt, wo die Thätigkeit des Instituts geregelt war, dass er ohne Sorge seinen Antheil an der Verwaltung dem unlängst angekommenen Kellermann überlassen konnte, drängte es ihn zur Rückkehr. Ueber seine künftige Stellung war freilich noch immer nichts entschieden. Von Berlin war ihm die einmal bewilligte Unterstützung fortgezahlt, allein zu einer Anstellung am Museum kam es nicht, auch nachdem Dorows Bewerbungen zurückgewiesen waren; eine untergeordnete Stelle mochte man ihm nicht bieten, wie verlautete, die höheren waren vergeben, für eine neue eigenthümliche fehlte es an Geld[2].

---

[1] Mehrere Jahre feierte er statt seines Geburtstages den 21. April. Am 29. Nov. 1834 starb Frau Menke, 1857 Gerhards Mutter, 1860 Bunsen.

[2] „Ihr Brief, bester Gerhard," schrieb ihm auf die Uebersendung des rapporto der Kronprinz, „hat mich ungemein interessirt. Wenn es Ihre Zeit erlaubt, so theilen Sie mir doch von Zeit zu Zeit etwas mit. Sehr leid war es mir die Hoffnung Sie hier beim Museum angestellt zu wissen, vereitelt zu sehen. Für Ihre Gesundheit mag es so besser sein. Glauben Sie nur, dass ich mich stets herzlich für Sie interessire und Ihnen sehr, sehr gern nützlich sein möchte."

Am 23. Juni verliess er Rom, auch diesmal zu Fuss; in Ponte Molle wurde im Kreise der nächsten Freunde der Postwagen erwartet. Die Reise ging langsam, um alte Freunde zu begrüssen, neue dem Institut zu gewinnen, Kunstsammlungen zu untersuchen, über Corneto, Canino[1], Perugia, Chiusi, Siena nach Florenz, wo er diesmal ruhige, genussreiche Tage verlebte, Inghirami wiedersah, Migliarini und Reumont kennen lernte, auch einen Ausflug nach Pisa zu Rosellini unternahm. Ueber Bologna, Parma, Mailand, Venedig, mit einem Abstecher nach Adria „um Vasenscherben zu untersuchen", ging er nach Triest, wo er es sich in Fontanas gastlichem Haus und unter seinen Sammlungen wohl sein liess. Auch auf der Reise durch Deutschland gönnte er sich Zeit; für das Institut konnte manches gewirkt werden, und überall fand er Freunde aus alter Zeit und römischen Andenkens, mit ihnen sich zu erquicken war das beste Mittel in Deutschland heimisch zu werden. Er ging über Wien, hauptsächlich um Metternich, von dem er sogleich empfangen wurde, günstig für das Institut zu stimmen, nach München. Thiersch war in Griechenland, aber bei Schorn fand er die alte herzliche Annahme und traf ausser manchem alten Freunde auch den Grafen Platen, mit dem er in Italien wiederholt zusammengetroffen war und gern verkehrt hatte, so dass es sogar zu poetischen Wettkämpfen in Sonnetts nach aufgegebenen Endreimen gekommen war[2]. Nach einer unerfreulichen Auseinandersetzung mit Cotta in Stuttgart eilte er nach Heidelberg, wo Stackelberg sich damals angesiedelt hatte und verlebte mit ihm und Creuzer gute Tage. Dann ging es über Mainz den Rhein hinab nach Bonn. Diesmal folgte er der Einladung in das gastliche Haus des archäologischen Freundes Welcker, der tägliche Verkehr mit ihm im „belehrenden wissenschaftlichen Gespräch wurde ihm unschätzbar" und begründete die innige Freundschaft, welche sie zeitlebens verband. Bernds waren, „wenige alternde Züge ausgenommen, völlig die alten geblieben, die alten auch in unverlierbarer Herzlichkeit und Anhänglichkeit". Noch gönnte er seinem Herzen die Freude in Pyrmont bei Menkes ein paar erquickliche Tage zuzubringen, suchte Meier in Halle auf, und traf am 1. Nov. 1832 in Berlin ein.

In zerstreuender Geselligkeit ging hier der Winter hin, ohne zunächst seine Angelegenheit zu fördern, so dass er das Weihnachtsfest in Breslau bei seiner Mutter, tief bewegt unter so veränderten Um-

[1] Der Widerspruch, welchen Gerhard gegen die Träumereien des Fürsten über Alter und Bedeutung der Vasen im Bulletino erhob, hatte eine Verstimmung hervorgerufen, die jetzt ausgeglichen wurde.

[2] Vgl. Grenzboten 1868 II S. 437 ff.

ständen des Wiedersehens, doch noch in der alten Unsicherheit feierte. Erst Anfang März 1833 erhielt er die Bestallung als Archäolog des Kön. Museums mit der Befugniss wissenschaftlicher Reisen; die Aufgabe und Thätigkeit, zu welcher dieser vieldeutige Titel ihn verpflichten sollte, festzustellen, war einer noch zu entwerfenden Dienstinstruction vorbehalten. Nun war es entschieden, dass er die Stellung beim Institut in Rom aufgeben müsse, und ihm lag die Sorge ob, da auch Ambrosch auf der Rückreise war, demselben frische Kräfte zuzuführen. Er hatte schon seine Augen auf einen begeisterten jungen Archäologen geworfen. Emil Braun (geb. 1809) hatte, durch äussere Verhältnisse gezwungen dem Studium der Medicin zu entsagen, sich in Göttingen der Archäologie gewidmet. Wenig befriedigt durch O. Müller studierte er in München weiter, angezogen durch Schorn und tief erregt durch Schelling. Dort lernte er Gerhard kennen und in ihm erkannte Braun den Meister, dessen Führung er sich unbedingt anvertraute. Auf seinen Rath ging er den Winter über nach Dresden und vertiefte sich ganz in das Studium von Gerhards Schriften. So vorbereitet folgte er Gerhard im Frühjahr nach Berlin und gab sich ihm mit der rückhaltslosen Begeisterung, welche eine der schönsten Seiten seines wunderbaren Wesens war, als Schüler und Helfer hin. Auf wie seltsame Pfade ihn später seine dämonische Natur auch in der Archäologie abschweifen liess, unverkennbar ist es, welchen Einfluss Gerhard auf seine Grundauffassung archäologischer Disciplin geübt hat[1]. Und das vergass Braun nie. Wenn er gleich Gerhards Freundschaft manchmal durch rücksichtslosen Eigenwillen und verletzenden Uebermuth auf harte Proben setzte, im Herzen blieb er Gerhard, der ihm in einer kritischen Zeit durch menschliche Theilnahme und wissenschaftliche Autorität Halt und Kraft gegeben hatte, treu ergeben.

Gerhards Augenleiden war seit der Rückkehr so störend und drohend geworden, dass er Horn befragte, der es nicht sowohl für eine Krankheit als eine Verrücktheit des einen Auges erklärte und den Gebrauch der Seebäder in Norderney verordnete. Dorthin liess er seinen jüngeren Bruder Hermann, den er als Gymnasiasten verlassen hatte, kommen, um jetzt mit ihm, der sehr verschiedener Natur und Art war, brüderlich vertraut zu werden[2].

---

[1] Gerhard erkannte dies Verhältniss gewissermassen dadurch an, dass er Brauns *Grundzüge der Denkmälerkunde* an die Spitze des zweiten Bandes der hyperboreisch-römischen Studien stellte.

[2] Gerhards jüngerer Bruder Hermann (geb. 1810) studirte Jurisprudenz und wurde 1839 in Cüstrin angestellt, von da 1850 als Stadtgerichts-Rath

Auf der Hinreise im Juli hatte er in Pyrmont bei Menkes vorgesprochen — ein halbes Jahr später traf ihn in Rom die Nachricht vom Tode der Freundin —, auf der Rückreise nach fünf Wochen suchte er Bernds und Welcker in Bonn, Stackelberg in Manheim auf, und ging durch die Schweiz mit Braun, der unterwegs zu ihm gestossen war, nach Rom (5. Nov. 1833). Hier nahm er noch eifrig an der Thätigkeit des Instituts, „das mehr blühte wie früher und ihm nicht weniger zu schaffen machte", in Adunanzen, Vorlesungen und Museumscursen Theil, und arbeitete mit Anstrengung daran, die Fäden, mit denen er sich an das Institut festgesponnen hatte, abzulösen und Braun in alles einzuführen, der sein Tischgenosse und, da er auf das Schreiben fast gänzlich verzichten musste, sein Amanuensis war, „wie ein zweiter ihm nicht beschieden sein würde". Nachdem endlich alles abgeschlossen war, ging er Anfang Juni 1834 mit Braun zur Erholung nach Neapel und liess den vollen Zauber dieses irdischen Paradieses wieder auf sich wirken. Aufträge des Museums veranlassten ihn Mitte Juni nach Sicilien zu reisen. Von Palermo ging er direct nach Girgenti, über Syrakus nach Catania und von da quer durch die Insel nach Palermo zurück. Die vierwöchentliche Reise war zwar nicht ohne antiquarische Ausbeute[1], allein ungern unternommen blieb sie ihm so unbehaglich, dass er sich dort sogar auf sehnsüchtigen Empfindungen nach dem Norden überraschte. Bald nach der Rückkehr nach Neapel (15. Juli) wurde Braun vom Fieber befallen und zu seinem Kummer musste er „den mit so viel Aufopferung treuen Freund" krank zurücklassen und allein in das heisse, menschenleere Rom zurückkehren. Nachdem er Bunsens Rückkehr aus Deutschland abgewartet und die noch nöthigen Verabredungen mit ihm getroffen hatte, nahm er am 1. Sept. Abschied von Rom, wohin er jetzt nur noch als durchziehender Gast zurückzukehren hoffen konnte. Von Civita vecchia ging er mit dem Dampfschiff nach Marseille, von da über Arles, Nismes, Lyon nach Paris[2]. Hier fand er J. de Witte als Stellvertreter Panofkas, der seiner Gesundheit wegen Paris verlassen hatte; mit ihm, dem Duc de Luynes und dem grade anwesenden Millingen war in Institutsangelegenheiten gar manches zu besprechen. Vierzehn Tage unermüdlichen Umherlaufens und Umschauens liessen ihn einen Ueberblick über

---

nach Berlin versetzt und starb an den Folgen einer Lungenentzündung im Jahr 1855.

[1] Bericht darüber gab der Aufsatz Intorno i monumenti figulini della Sicilia (ann. VII p. 26 ff.). Vgl. arch. Intell. Bl. 1834 S. 53 ff.

[2] Arch. Intell. Bl. 1834 S. 74 ff.

die Sammlungen und „die Leute seines Bereichs“ gewinnen: das musste genügen. Am 28. Sept. verliess er Paris und reiste über Bonn und Halle nach Berlin zurück.

Um sich in Berlin auch durch häusliche Behaglichkeit heimisch zu machen erbat er sich von seiner Mutter seine Schwester Agnes „als ersten Secretär“, welche ihm in der lange beibehaltenen Wohnung (Linden 17) seinen Haushalt einrichtete und führte, in dem allerdings das Briefschreiben eine ungewöhnliche Rolle spielte. Im Januar 1835 kam auch zu seiner grossen Freude Panofka nach Berlin, um dort seinen Wohnsitz zu nehmen, nach und nach als College am Museum, in der Akademie, an der Universität. Gerhard stand auch dort mit ihm eine Reihe von Jahren in lebhaftem gelehrten und geselligen Verkehr, und hat ihm immer im Andenken an die Zeit, da Panofka ihm gemüthlich und wissenschaftlich viel war, treue Freundschaft gehalten. Auch dann, als es wissenschaftlich und social keine bequeme Aufgabe war für eine Art von Dioskur Panofkas zu gelten, hat er ihn nach Kräften vertreten, wiewohl Panofka trotz herzlicher Anhänglichkeit im Gespräch wie litterarisch seinen Witz grade gegen Gerhard auszulassen liebte. „An einem alten Freunde“ pflegte er zu sagen „vieles zu ertragen und zu übertragen ist ein Hauptgebot in meinem Katechismus“; und dies Gebot hielt er.

Seine wissenschaftliche Stellung auch nach aussen zu begründen hielt er im Winter 1835 im Museum einen Cyclus sehr besuchter Vorlesungen über Antiken des Museums, welche auch im folgenden Jahre wiederholt wurden. Im Sommer gebrauchte er die Seebäder in Scheveningen und besuchte nach Beendigung der Cur im Juli zum erstenmal London. An dem von Rom her wohl bekannten Bildhauer Campbell fand er einen freundlichen, um so willkommneren Führer, da er mit der Landessprache nicht vertraut war, was ihm, der italienisch wie ein Italiener, französisch geläufig sprach, eine ungewohnte „Sprachpeinigung“ verursachte. „Zeit-, Geld- und Sprachrücksichten“ liessen ihn kaum drei Wochen anwenden, um ausser den Museen Privatsammlungen bei Rogers, Burgon, Leake, Hope u. a. zu besuchen und persönliche Verbindungen anzuknüpfen, ein vorläufiger Versuch sich zu orientiren. Auf der Rückreise kam er in Paris unmittelbar nach der Explosion von Fieschis machine infernale an. Auch hier gelang es in acht Tagen viele Antiken zu beschauen und „ernsthafte Geschäftsangelegenheiten freundschaftlich abzumachen“. Allein war es ihm in England unheimlich gewesen, so wurde ihm unter den Franzosen nicht wohl, und er war froh, als er in Bonn (9. Aug.) in Welckers gastlicher Behausung und im Verkehr mit Bernds und anderen Freunden ausruhen konnte. Wohl sehnte er sich überhaupt nach einem ruhigen Leben, aber er wusste,

wie vieles das an ihm hing zusammenfallen würde, „wenn er sich für 12 Monate in gewisse Städtemauern einschliessen wollte“. Er konnte in der Nöthigung zum Reisen nur „die Fortsetzung der Mahnungen erkennen, welche die höhere Hand, die sein Leben leitete, in der bedrängtesten Zeit desselben ihm für seinen Beruf ertheilte“; nur dann glaubte er sie abschneiden zu dürfen, wenn seine Gesundheit ihm ein zwischen Reisen und Ruhe getheiltes Leben unmöglich machte, oder wenn er eine Häuslichkeit fände, die sich mit seinem Beruf vereinigen liesse.

Von Bonn ging er nach Stuttgart und München, um durchzusetzen, dass wenigstens die Trümmer seiner antiken Bildwerke noch ans Licht traten. Ein Aufenthalt in Dresden wurde nur dadurch getrübt, dass er Stackelberg nicht mehr fand, der kurz vorher in den bedenklichsten Gesundheitsumständen in die Heimath gereist war.

Hatte er sich das letzte Mal aus Rom wie verstohlen fortgeschlichen, so sollte er doch auch noch in aller Form aus seiner zweiten Heimath entlassen werden. Am 1. Aug. 1836 zog er mit Aufträgen zu Ankäufen fürs Museum ausgerüstet wieder nach Italien. Die Reise führte ihn über Dresden, München, durch die Schweiz und Südfrankreich nach Marseille (wo er jedesmal das Museum verschlossen fand), und mit dem Dampfschiff, das zu einem kurzen Aufenthalt in Corsica anlegte, nach Livorno und über Florenz rasch nach Rom. Dort war in den äusseren und inneren Angelegenheiten des Instituts manches Wichtige, bei dem er persönlich in mehr als einer Richtung interessirt war, zu schlichten und definitiv zu ordnen. Alles gelang nach Wunsch, und die ernsthaften Verhandlungen, welche darüber mit Bunsen zu führen waren, führten beide einander nur näher zusammen. Braun, den er verheirathet fand, bewährte die alte Anhänglichkeit und hülfreiche Thätigkeit; ein belebter Kreis deutscher Gelehrten — H. und W. Abeken, Lepsius, Urlichs, K. Meyer, Papencordt — war um Bunsen in Rom oder Frascati versammelt. Und doch überschlich Gerhard jetzt das Gefühl, dass er in Rom nicht mehr seine Heimath habe; Neapels Zaubermacht zu versuchen hinderte ihn die Cholerasperre. Am Winckelmannsfest (9. Dec.) veranstaltete er für Künstler und Gelehrte ein Gastmal in Villa Albani, das bei Fackelbeleuchtung unter dem römisch-hyperboreischen Symbol mit Toasts und Gedichten glänzend begangen wurde und lange im Gedächtniss Gerhards und der Capitoliner blieb [1]. Als Erwiederung wurde ihm am 14. März 1837 ein schönes, heiter belebtes Fest, bei welchem seine von Em. Wolf gearbeitete Büste aufgestellt

[1] Ein ausführlicher Bericht Gerhards über das Fest ist ungedruckt geblieben.

wurde[1], zum Abschied auf seine Reise nach Griechenland gegeben. Dieser Besuch, war ihm auch nur kurze Zeit dafür gegönnt, sollte in seiner Anschauung alter Kunst und Natur den Kreis schliessen, den er seiner Betrachtung gezogen hatte.

In Athen fand er L. Ross, den kundigsten und zuverlässigsten Exegeten, Gropius, den alten Freund Stackelbergs, Prokesch-Osten, Brandis, damals Kabinetsrath des Königs, und in dessen Hause als Lehrer seinen Zuhörer E. Curtius, alle bereit ihm die knapp zugemessene Zeit fruchtbringend zu machen. Da er auch hier Propaganda für das Institut zu machen bestrebt war, benutzte er den Festtag des Instituts (21. April) zu einem Festessen, welches die fremden und einheimischen Notabilitäten in einer Villa auf dem Boden der platonischen Akademie zu archäologischen Toasts vereinigte[2]. Ausser Athen und der Umgegend lernte er, von Ross mit genauen schriftlichen Reiserouten versehen, auf einer sehr beschwerlich, ohne Gesellschaft ausgeführten Reise Boeotien und Delphi, sowie Argolis mit Tiryns und Mykene, Mantinea, Tegea, Sparta, dann Megalopolis und Phigalia kennen. Ein Bericht über die in Griechenland vorhandenen Kunstwerke[3] ist ein merkwürdiger Beweis seiner scharfen Beobachtung und seines sicheren Ueberblicks.

Die Absperrung der ionischen Inseln wegen der Cholera nöthigte ihn über Malta zurückzureisen und nach einer langweiligen vierwöchentlichen Quarantaine in Livorno eilte er am 17. Juli nach Rom. Drei Tage in Rom und drei Tage in Frascati genügten, um von den Freunden Abschied zu nehmen; dann reiste er, bis Bologna von Braun begleitet, zur Schonung seiner Gesundheit langsamer als gewöhnlich über den Splügen Deutschland zu, und suchte die Seinigen in Breslau auf, wo er seine Mutter nach einem schweren Fall darniederliegend fand, aber sich dann ihrer raschen Genesung freuen konnte. Als gleich nach seiner Rückkehr nach Berlin die ältere Schwester derselben, die hochverehrte Tante Auguste, starb, erlangte er von seiner Mutter, dass sie mit beiden Töchtern zu ihm kam und die neben seinen Zimmern freistehende Wohnung bezog, so dass, da auch der Bruder Hermann seines Examens wegen in Berlin war, die ganze Familie

[1] Die Büste in Marmor ausgeführt stand nachher Jahre lang wohl eingepackt auf dem Hausboden, ohne dass Gerhards Frau darum wusste, die ihm, nachdem sie es erfahren hatte, durch eine Ueberraschung die Erlaubniss sie bei sich aufzustellen abgewinnen musste.

[2] Eine Beschreibung des Festes gab die Zeitung ὁ ἑλληνικὸς ταχύδρομος 1837 N. 83. Vgl. ann. IX, 2 p. 150.

[3] Ann. IX, 2 p. 103 ff. Arch. Intell. Bl. 1837 p. 78 ff.

vereinigt einen heiter belebten Winter zubrachte. Zwar kehrte die Mutter mit den Töchtern im Frühjahr wieder nach Breslau zurück, doch machte ein Zusammentreffen von Umständen es ihr wie dem Sohne wünschenswerth, ganz mit den Töchtern zu ihm zu ziehen. Im Herbst 1838 brachte er sie, nachdem er sich durch eine Reise, die ihn von seinem Hauptquartier Bonn aus bis Köln und Baden-Baden führte, trotz des schlechten Wetters durch Begegnung mit vielen guten Freunden erfrischt hatte, in die bekannte Wohnung, in welcher ihn nun ein behagliches Familienleben erwartete.

Auch seine Stellung und Wirksamkeit in Berlin befestigte sich immer mehr. Die Akademie der Wissenschaften, welche ihn im Jahr 1832 zum correspondirenden Mitglied gewählt hatte, nahm ihn im Frühjahr 1835 als ordentliches Mitglied auf[1]. Diese Stellung war für ihn von der grössten Wichtigkeit. Er war einer der fleissigsten Arbeiter und die Schriften der Akademie weisen eine lange Reihe gelehrter, meist ausführlicher Abhandlungen Gerhards auf, grösstentheils, wiewohl nicht ausschliesslich, monographische Erörterungen mythologisch-archäologischer Fragen, meistens mit sorgfältig zusammengestellten Monumententafeln ausgestattet[2]. Mehr Bedeutung aber hatte es für ihn, dass die

---

[1] Seitdem die *accademia de' sepolti* in Arezzo ihn zum Mitglied gemacht hatte, folgten nach und nach so viele gelehrte Gesellschaften, dass das Register zu lang sein würde.

[2] Von Gerhard sind folgende Abhandlungen in den Schriften der Akademie erschienen:

* ARCHEMOROS UND DIE HESPERIDEN. 1836. [Vgl. Nouv. ann. de l'inst. I p. 352 ff. pl. V. VI. Il vaso dall' Archemoro pubbl. dal prof. Od. Gerhard. Rom 1837.]

* ÜBER DIE METALLSPIEGEL DER ETRUSKER I. 1836.

* ÜBER DIE LICHTGOTTHEITEN AUF KUNSTDENKMÄLERN 1838.

* ÜBER DIE FLÜGELGESTALTEN DER ALTEN KUNST. 1839.

* ÜBER DIE VASE DES MIDIAS. 1839. [Vgl. Notice sur le vase de Midias au musée britannique par Mr. Ed. Gerhard. Berl. 1840. Notice on the vase of Meidias in the british Museum. By the Chev. Gerhard in *transactions of the voy. soc. of litt. N. S.*]

* ÜBER DIE ZWÖLF GÖTTER GRIECHENLANDS. 1840.

* KÖNIG ATLAS IM HESPERIDENMYTHOS. 1841.

* ÜBER DIE MINERVENIDOLE ATHENS. 1842.

* ÜBER DIE VENUSIDOLE. 1843.

* ÜBER DIE GOTTHEITEN DER ETRUSKER. 1845.

* ÜBER DIE KUNST DER PHOENICIER 1846.

* ÜBER AGATHODÄMON UND BONA DEA. 1847.

* ÜBER DEN GOTT EROS. 1848.

* ÜBER EINE CISTA MYSTICA DES BRITISCHEN MUSEUMS. 1849.

Akademie seine grossen Unternehmungen unterstützte, welche ohne solche materielle Förderung weder vorbereitet noch ausgeführt werden konnten. Schon im Jahr 1830 hatte sie ihm auf Hirts Verwendung eine namhafte Unterstützung gewährt, um in Etrurien zeichnen zu lassen; dadurch, dass sie wiederholt wurde und ähnliche von Seiten des Ministeriums und Museums erfolgten, wurde es möglich reiche Sammlungen von Zeichnungen zusammen zu bringen, die sich schliesslich nicht auf Etrurien beschränkten[1]. Mit sicherem Blicke hatte Gerhard erkannt, dass die grosse Masse der etruskischen Monumente nur dann methodisch gewürdigt und zum Verständniss gebracht werden kann, wenn sie nicht in vereinzelten Exemplaren, sondern nach grossen Uebersichten behandelt werden. Gerhards Paradoxon *Artis monumentum qui unum vidit, nullum vidit, qui mille vidit, unum vidit* hat hier volle Geltung[2]. Sie zerfallen in grössere und kleinere Klassen und Familien, von denen jede einen Typus repräsentirt, der in den einzelnen Exemplaren auf jede Weise

---

* ÜBER DAS METROON ZU ATHEN UND DIE GÖTTERMUTTER DER GRIECHISCHEN MYTHOLOGIE. 1849.

ÜBER URSPRUNG, WESEN UND GELTUNG DES POSEIDON 1850.

ÜBER WESEN, VERWANDTSCHAFT UND URSPRUNG DER DÄMONEN UND GENIEN. 1852.

ÜBER DEN VOLKSSTAMM DER ACHÄER 1854.

ÜBER GRIECHENLANDS VOLKSSTÄMME UND STAMMGOTTHEITEN. 1854.

* ÜBER HERMEN AUF VASENBILDERN. 1855.

ÜBER DIE HESIODISCHE THEOGONIE. 1856. [Hierzu gehört die Imm. Bekker gewidmete Ausgabe der Theogonie, in welcher die Zerlegung in die verschiedenen Bestandtheile durchgeführt und vor Augen gelegt ist, mit einem knappen Apparat. HESIODI THEOGONIA AD CODICUM FIDEM RECENSUIT EDUARDUS GERHARDIUS. Berl. 1856.]

* ÜBER DIE ANTHESTERIEN UND DAS VERHÄLTNISS DES ATTISCHEN DIONYSOS ZUM KORADIENST. 1858.

* ÜBER DIE METALLSPIEGEL DER ETRUSKER II. 1859.

ÜBER ORPHEUS UND DIE ORPHIKER. 1860.

DIE GEBURT DER KABIREN AUF EINEM ETRUSKISCHEN SPIEGEL 1860. [Etrusk. Spieg. CCLVII B.]

* ÜBER DEN BILDERKREIS VON ELEUSIS I. 1862. II. 1863. III. 1864.

Die mit * bezeichneten Abhandlungen sind in die Sammlung der akademischen Abhandlungen aufgenommen. Von kleineren Aufsätzen in den Monatsberichten der Akademie mögen angeführt werden über die Dariusvase (1857 S. 333 ff.), Eleusinische Miscellen (1864 S. 1 ff.), Helenas Rettung, Herakles Meerfahrt und die Luftgöttin Eos auf einem etruskischen Spiegel (1865 S. 674 ff.), Varianten troischer Sagen (1866 S. 187 ff.).

[1] Vgl. den Bericht im arch. Intell. Bl. 1833 S. 36 ff.

[2] Ann. III p. 111.

entstellt erscheint und aus den Varianten wiederhergestellt werden muss. Dies gilt besonders von den Reliefs der etruskischen Sarkophage, von denen Gerhard ein vollständiges Corpus herauszugeben beabsichtigte. Er erwarb deshalb die von Inghirami angefertigten Zeichnungen und liess durch C. Ruspi in den verschiedenen Localmuseen die Sammlung vervollständigen. Indess kam dieser Plan, der erste von Gerhard gefasste, nicht zur Ausführung, die Zeichnungen blieben liegen, bis sie vor einigen Jahren dem Institut übergeben wurden, welches Brunn mit der Herausgabe nach gründlicher an Ort und Stelle vorgenommener Revision und Ergänzung beauftragt hat.

Die zweite Gattung etruskischer Monumente, welche Gerhard ins Auge fasste, waren die runden, mit eingegrabenen Zeichnungen und Inschriften verzierten Metallscheiben, welche früher für Opferschalen (*paterae*) galten, jetzt als Spiegel allgemein anerkannt sind, der Technik, wie dem Gebrauch nach in naher Beziehung mit den runden Metallcisten, welche fast allein in Palaestrina gefunden werden. Diese früher wenig beachteten Monumente, welche für die Lesung der etruskischen Schrift und für die Kenntniss der Etruskisirung griechischer Mythologie und Kunst interessante Belege bieten, sind der überwiegenden Mehrzahl nach durch Unschönheit und nebelhafte Unklarheit der Darstellung eher abschreckend. Gerhard fühlte sich durch die Schwierigkeit der hier sich darbietenden Probleme angezogen und sah ganz richtig, dass nur durch ausgedehnte Vergleichung etwas erreicht werden könnte. Deshalb war seine Aufmerksamkeit mit leidenschaftlicher Liebhaberei diesen Monumenten zugewendet; was nur von Spiegeln auftauchte, strömte bei ihm zusammen, und seine Hermeneutik wusste auch bei ihnen die Elemente zu einem künstlich combinirten mythologischen System zu finden. Seine mit unsäglicher Mühe und Sorgfalt zusammengebrachten Zeichnungen wurden in einer überreichen Auswahl auf etwa 450 Tafeln veröffentlicht, in einem für diesen Zweig der Archäologie grundlegenden Werk, wie es wenige giebt[1].

Eine andere Aufgabe erwuchs aus den seit dem Jahr 1828 in Etrurien eröffneten Vasenfunden. Gerhard begnügte sich nicht die unermesslichen Vorräthe zu untersuchen und zu verzeichnen, sondern liess, ehe sie durch den Kunsthandel zerstreut wurden, alles zeichnen was zugänglich und merkwürdig war, und vervollständigte später diese überaus reiche Zusammenstellung aus anderen Sammlungen. Es kam nun darauf

[1] ETRUSKISCHE SPIEGEL HERAUSGEGEBEN VON EDUARD GERHARD (Berl. 1843 bis 1868). Vier Bände. Die Herausgabe, im Jahr 1840 begonnen, stockte im Jahr 1845 mit dem zweiten Bande, wurde erst 1860 wieder aufgenommen und von Gerhard vollständig zum Abschluss gebracht.

an, da hier an eine vollständige Publication nicht zu denken war, aus seinen Mappen eine Auswahl von Vasenbildern zu geben, welche nach allen Seiten hin den Ertrag der etruskischen Vasenfunde — denn andere Vasen wurden nur ausnahmsweise aufgenommen — für die Alterthumskunde repräsentirte. Auch diese würdig zu veröffentlichen machte ihm die Unterstützung der Akademie und Regierung möglich. Denn wiewohl er für die früher gemachten Erfahrungen entschädigt wurde, indem er in Reimer einen Verleger fand, der immer bereit war, seine Unternehmungen zu fördern, so waren diese doch von der Art, dass ohne Unterstützung Verleger wie Verfasser nur Schaden gehabt hätten. Ohne Anspruch auf Luxus, aber dem Zweck richtige Anschauung zu geben entsprechend, wurden in mässiger Verkleinerung[1] auf 330 Tafeln farbige Abbildungen gegeben, durch sachgemässe Auswahl und Vielseitigkeit für alle Zeiten ein unschätzbares Repertorium. Zur Seite geht ihnen ein ausführlicher Commentar, der nicht nur die einzelnen Darstellungen erläutert, sondern die mythologischen Gegenstände auch litterarisch erörtert und in knapper Uebersicht alle einschlägigen Kunstwerke zusammenstellt, auch für die brauchbar und erwünscht, welche dem mythologischen System und der daraus abgeleiteten Methode der Erklärung nicht zustimmen können[2].

Erst später gewann Gerhard bei der Universität, an der er schon als Mitglied der Akademie Vorträge hielt, festen Fuss. Nach Hirts Tode wurde er im Jahr 1843, da die etatsmässige ordentliche Professur durch Tölken besetzt war, zum ausserordentlichen Professor zugleich mit Panofka, wie er ohne dessen Wissen beantragt hatte[3], ernannt, worauf dann im Sommer 1844 die ordentliche Professur folgte[4]. Gerhard hatte einen so eigenthümlichen Entwickelungsgang in der Archäologie gemacht und verfolgte so eigenthümliche Probleme in seiner Weise, dass es ihm schwer werden musste, sich auf den Standpunkt zu stellen, von dem aus die noch unkundige Jugend herangezogen, belehrt und gebildet werden konnte. Er liebte es, Müllers Handbuch zu Grunde zu legen, die Paragraphen vorzulesen und Einzelnes anzuknüpfen, ein Verfahren, das von

---

[1] Bei allzu grosser Verkleinerung wendete Gerhard gern das neapolitanische Wort an: *piccoli, piccoli! sembrano pulci.*

[2] AUSERLESENE GRIECHISCHE VASENBILDER, HAUPTSÄCHLICH ETRUSKISCHEN FUNDORTS. HERAUSGEGEBEN VON EDUARD GERHARD (Berl. 1840—58). Vier Bände.

[3] Panofka, mit seiner Stellung in Berlin fortwährend sehr unzufrieden, hatte ernstlich daran gedacht als Institutssecretär wieder nach Rom zu gehen.

[4] Er trat sie an mit dem Programm DE RELIGIONE HERMARUM. SCR. ED. GERHARDIUS (Berl. 1845). Die Antrittsrede war ihm erlassen.

den Zuhörern mehr Sachkunde und Unterscheidungsvermögen voraussetzt, als sie mitzubringen pflegen. Mehr als durch seine, nie stark besuchten und seit 1857 ganz von ihm aufgegebenen Vorlesungen[1] wirkte er durch die in seinem Hause abgehaltenen Uebungen, in denen er weniger selbständig arbeiten liess, sondern die Theilnehmer in die Fülle der Monumente und ihr Verständniss einführen wollte. Meistens wurde ein bedeutendes Kupferwerk durchgegangen, nach der Reihe versuchte man sich im Beschreiben und Deuten, was zu Discussionen führte, bei denen aber nicht immer scharf angefasst wurde. Staunenswerth war es, wie er alle Kunstwerke, die nur in Betracht kamen, im Kopf hatte; ohne hinzusehen wusste er meistens besser Bescheid, als die Beschauer vor dem offenen Buch. Davon habe ich auch ein merkwürdiges Beispiel erlebt. Als die Publication der Spiegel wieder aufgenommen wurde, wünschte er sie mit mir durchzugehen und zu besprechen. Ich hatte die Mappen vor mir und bezeichnete kurz jedes Blatt; ohne hinzusehen war ihm von diesen mehreren hundert Spiegeln jeder ohne Fehl genau bis ins kleinste Detail gegenwärtig — bei diesen Monumenten, die sich so schwer einprägen, will das ausserordentlich viel sagen. Auch die Schriftsteller hatte er präsent. Aus Homer, Pindar, den Tragikern und anderen Dichtern sagte er lange Stellen auf dem Fleck her, und war etwas nachzusehen, fand er es ohne nachzusuchen[2].

---

[1] Die Hauptvorlesungen, welche Gerhard hielt, waren:
Encyclopädie der Archäologie.
Archäologie der Kunst.
Geschichte und Archäologie der alten Kunst.
Griechische und römische Kunstgeschichte.
Topographie und Museographie.
Hermeneutik der Kunstwerke.
Ueberreste der sacralen Sculptur der Griechen.
Ausgewählte Monumente des Museums.
Vasenbilder des Museums.
Griechische und römische Mythologie.
Griechische Mythologie.
Heroische Mythologie der Griechen.
Religionen und Sagen des alten Italiens.
Griechische Mythologie nach den Kunstwerken.
Argumente der griechischen Tragödie nach den Kunstwerken.
Homerische Gedichte; Hymnen; Hesiodos Theogonie.
Pindar nach Kunstwerken.
Pausanias. Plinius XXXIV.

[2] Aus der Zahl seiner Zuhörer mache ich nur E. Curtius, H. Kiepert, B. Köhne, E. Guhl, Th. Pyl, R. Schillbach, K. Friederichs, A. Conze, A. Michaelis namhaft.

Das grössere Publicum hatte Gerhard gleich nach seiner Heimkehr für archäologische Interessen durch öffentliche Vorlesungen zu gewinnen versucht, die er auch im Jahr 1844 wiederholte[1]. Aber es lag ihm daran, an der Stätte seines Wirkens eine dauernde Institution zu begründen, welche im Sinne des römischen Instituts zugleich Kunst und Wissenschaft zu fördern und kunstsinnige Dilettanten, wie sie in der Hauptstadt nicht fehlen, zu befriedigen geeignet wäre. Schon früher hatte er einigemal am Institutsfesttag (21. April) Freunde der alten Kunst versammelt und dazu durch ein Programm eingeladen[2], ohne dass dies weitere Folgen gehabt hätte. Im Jahre 1841 aber constituirte sich die von Neuem durch ein Programm[3] zur Feier von Winckelmanns Geburtstag (9. Dec.) berufene Versammlung von Gelehrten und Kunstfreunden zu einer archäologischen Gesellschaft, welche den Berliner Verhältnissen gemäss nach der Analogie des römischen Instituts organisirt und von Gerhard als ein Filiale desselben betrachtet wurde[4]. Allmonatlich mit Ausschluss der Sommerferien, kam die Gesellschaft zusammen; es wurden Kunstwerke, Abgüsse und Abbildungen, litterarische Productionen vorgelegt, neue Nachrichten mitgetheilt, wissenschaftliche Vorträge gehalten und über alles die Discussion eröffnet. Gerhard legte Werth auf diese Zusammenkünfte, er war bemüht sie mit interessanten Vorlagen auszustatten und sah es gern, wenn gelehrte Freunde und Reisende sie besuchten. Am 9. Dec. war eine Festversammlung, zu der durch ein Programm eingeladen wurde, welches Veranlassung bot interessante Monumente zu veröffentlichen[5].

---

[1] DREI VORLESUNGEN ÜBER GYPSABGÜSSE GEHALTEN IM KÖN. MUSEUM ZU BERLIN VON ED GERHARD (Berl. 1844).

[2] DIONYSOS UND SEMELE. Ein Programm des archäologischen Instituts zur Feier des 21. April von EDUARD GERHARD (Berl. 1833). [Mon. ined. d. inst. I, 56 A. ann. V p. 185 ff. Etrusk. Spieg. 83.]

IASON DES DRACHEN BEUTE Ein Programm — von EDUARD GERHARD (Berl. 1835). [Mon. ined. d. inst. II, 35. ann. VIII p. 289 ff.]

[3] FESTGEDANKEN AN WINCKELMANN, VON EDUARD GERHARD (Berl. 1841).

[4] Statuten und Mitgliederverzeichniss der archäologischen Gesellschaft erschien 1865 in fünfter Auflage gedruckt. An der Leitung der Gesellschaft nahm anfangs Panofka, später Böttticher, Friederichs, Hübner, G. Wolff Antheil.

[5] Von Gerhard sind noch folgende Winckelmannsprogamme geschrieben:

* II PHRIXOS DER HEROLD. 1842.

III DIE HEILUNG DES TELEPHOS. 1843 [Etr. Spieg. 229].

IV DIE SCHMÜCKUNG DER HELENA. 1844 [Etr. Spieg. 212].

VI DAS ORAKEL DER THEMIS. 1846 [Auserl. Vas. 327. 28].

VIII ZWEI MINERVEN. 1848 [Etr. Spieg. 241].

Das wichtigste war ihm aber, dass er unter den Auspicien dieser Gesellschaft eine archäologische Zeitung herausgab, welche den Schriften des Instituts in verkleinertem Maassstabe entsprach[1]. Auf 12 Tafeln wurden Monumente publicirt, nicht bloss unedirte, sondern nach freier Wahl, auch zweckmässige Zusammenstellungen verwandter Darstellungen. Der Text gab Annalen und Bullettino wieder; Erläuterungen der Tafeln, wissenschaftliche Beiträge aller Art, Berichte über die berliner und römischen Adunanzen, über neue Entdeckungen und Litteratur bildeten den Inhalt und eine jährliche allgemeine Uebersicht über den Stand der Entdeckungen und Forschungen, welche Gerhard beim Institut nicht durchsetzen konnte und hier selbst mit ausserordentlicher Sorgfalt machte[2]. Es war für Gerhard eine Herzenssache, wie

---

* X MYKENISCHE ALTERTHÜMER. 1850.

XIV DANAE EIN GRIECHISCHES VASENBILD. 1854.

XVI WINCKELMANN UND DIE GEGENWART. NEBST EINEM ETRUSKISCHEN SPIEGEL. 1856 [Etrusk. Spieg. 255].

XVII THETIS UND PRIUMNE, ETRUSKISCHER SPIEGEL DER KAIS. RUSS. SAMMLUNG. AUCH ÜBER GRÄBERIDOLE DES KÖN ANTIQUARIUMS. 1862 [Etrusk. Spieg. 402].

[1] Schon früher hatte er einen Versuch gemacht, nachdem die Berichterstattungen im Kunstblatt aufgehört hatten, etwas dem Bullettino Analoges für Deutschland zu begründen, indem er durch Meiers Vermittelung ein ARCHÄOLOGISCHES INTELLIGENZBLATT der Halleschen Litteraturzeitung „unter Mitwirkung des Instituts für archäologische Correspondenz in Rom" herausgab, wovon fünf Jahrgänge erschienen (Halle 1834–1837).

[2] ARCHÄOLOGISCHE ZEITUNG HERAUSGEGEBEN VON EDUARD GERHARD (Berl. 1843–46). 4 Bände.

ARCHÄOLOGISCHE ZEITUNG unter Mitwirkung des archäologischen Instituts und der archäologischen Gesellschaft in Berlin herausgegeben von EDUARD GERHARD. Neue Folge. (Berl. 1847. 48.) 2 Bände.

DENKMÄLER, FORSCHUNGEN UND BERICHTE als Fortsetzung der archäologischen Zeitung herausgegeben von EDUARD GERHARD (Berl. 1849—67). 19 Bände.

Gerhard betheiligte sich bis zu den letzten Jahren lebhaft durch eigene Arbeiten, namentlich die mühsamen Uebersichten, Berichte und Auszüge, an der archäologischen Zeitung. Daneben erschienen noch in anderen philologischen Zeitschriften folgende meist kleinere Aufsätze Gerhards:

Im *Philologus*: *Σπουδαίων δαίμων* (III S. 759 ff.); *Ἀγαθῆς τύχης νεώς*. Prytaneion (IV S. 380 ff.); Wo liegt Achaia? (VII S. 752 ff.).

Im *rheinischen Museum*: Populonia (I S. 135 ff.); Ueber thebanische Göttersysteme (N. F. II S. 609 ff.); Theseus und Aegle (VII S. 283 ff.); Broteas des Tantalos Sohn (VIII S. 130 ff.); Zu Plinius N. H. XXXIV, 8, 19. § 90 (IX S. 146 ff.); Dionysos — Palämon (IX S. 616 ff.); Demeter und Themis (X S. 440 ff.); Zu Aeschylos Agamemnon 1258 (XIII

es nicht immer bei Gelehrten der Fall ist, die Wissenschaft seines Berufes blühend und anerkannt zu sehen. Er war nicht zufrieden durch wissenschaftliche Forschung an seinem Theil die Archäologie zu fördern, er hielt sich verpflichtet der Disciplin Selbständigkeit und Ebenbürtigkeit, namentlich auch der Philologie gegenüber zu erkämpfen und zu behaupten, ihr auf Universitäten und Schulen den Platz und die Wirksamkeit zu sichern, die ihr zukamen; und da er aus Erfahrung wusste, dass die Archäologie sich nicht wie andere Wissenschaften abschliessen darf, dass sie ohne mannigfache äussere Hülfe nicht bestehen, der Unterstützung von Gönnern und Kunstfreunden nicht entrathen kann, suchte er sie auch in weiteren Kreisen in Achtung und Geltung zu erhalten. Wo er nur ein aufrichtiges Interesse für alte Kunst gewahr wurde, da war er gewonnen und suchte in jeder Art zu fördern, wo er eine Aussicht gewahrte der Archäologie Theilnahme zu erwecken oder Hülfe zu gewinnen, war er unermüdlich Verbindungen anzuknüpfen und zu erhalten. Die Archäologie hatte seine Liebe, und er sorgte für sie wie für eine Lebensgefährtin.

Eigenthümlich und deshalb auch in mehr als einer Hinsicht schwierig war seine Stellung zum Museum. Als Archäolog desselben wurde er durch das Statut vom Jahr 1835 zu einer dreifachen Thätigkeit verpflichtet, bei der Erwerbung von Antiken mit Rath und That behülflich zu sein, die Bildung, Ordnung und Verwaltung eines aus Zeichnungen meist unedirter Kunstwerke bestehenden archäologischen Apparats zu übernehmen, und die Kunstwerke des Museums durch Beschreibung und Veröffentlichung nutzbar zu machen. Er sollte also bei der Verwaltung des Museums gegenüber den administrativen und technischen das wissenschaftliche Element vertreten, wie dies seinen Studien und seinen Neigungen ganz entsprach. Der Sammlung, welcher er angehörte, das zu leisten, was er für fremde gethan hatte, bedurfte es keines besonderen Impulses. Eine seiner ersten Arbeiten in Berlin war die Beschreibung des Museums, zunächst der Marmorwerke und Vasen, deren Fortsetzung aus Mangel an Unterstützuug unterblieb[1]. Dagegen wurde es

---

S. 480), Zu Demosthenes ἐν χαναῖς (XIII S. 474* ff.); Ueber die Procharisterien (XIV S. 148 ff.); Wo lag das athenische Eleusinion? (XVIII S. 300 ff.); Ariadnes Tödtung (XVIII S. 441 ff.).

In der *Zeitschrift für Alterthumswissenschaft:* Ueber die etruskischen Götternamen (1847 S. 673 ff.); Ueber den hesiodischen Hymnus auf Hekate (1852 S. 97 ff.).

[1] BERLINS ANTIKE BILDWERKE BESCHRIEBEN VON EDUARD GERHARD. I (Berl. 1836). Das Verzeichniss der Vasenbilder wurde vervollständigt durch NEU ERWORBENE ANTIKE DENKMÄLER DES KÖN. MUSEUMS ZU BERLIN.

ihm durch die hülfreiche Betheiligung des Museums möglich in mehreren trefflich ausgestatteten Kupferwerken an erlesenen Beispielen zu zeigen, welche Schätze die Vasensammlung in jeder Gattung von bemalten Thongefässen besitzt[1]. An den Anschaffungen für das Museum nahm er lebhaften Antheil und glaubte sich das Verdienst beimessen zu dürfen, nicht allein werthvolle Erwerbungen vermittelt, sondern auch unpassende verhütet zu haben. Seine Reisen, wiewohl später nicht mehr zu diesem Zweck in besonderem Auftrag unternommen, hatten ihn doch immer auch im Auge und seine ausgebreitete Bekanntschaft mit Kunsthändlern[2] und Sammlern brachte ihm fortwährend Gelegenheit käufliche Kunstwerke in Vorschlag zu bringen[3]. Er war dadurch, was bei längerem Aufenthalt in Italien schon durch die archäologischen Studien unvermeidlich wurde, selbst mit in den Kunsthandel gezogen worden. Der grösste Theil neu entdeckter Monumente findet sich bei den Kunsthändlern und ist nur durch sie kennen zu lernen; daher wendet sich der archäologische Verkehr wesentlich mit ihnen zu, und schon um sie geneigt zu erhalten, alles zu zeigen, beschreiben oder zeichnen zu lassen, muss manches gekauft werden. Nicht selten gilt es auch die günstige Gelegenheit auf eigene Gefahr zu nutzen; im Interesse des Museums glaubte er manches auch ohne Auftrag, also einstweilen für sich, kaufen zu müssen, weil keine Zeit mit Anfragen zu verlieren war. Dazu kam endlich die Verführung der Liebhaberei, welcher keiner entgeht, der sich

---

BESCHRIEBEN VON EDUARD GERHARD. I (Berl. 1836). II (Berl. 1840). III mit zwei Nachträgen (Berl. 1846).

Später erschienen noch kurze populäre „Leitfaden" fürs Museum:

VERZEICHNISS DER BILDHAUERWERKE NEU BEARBEITET VON EDUARD GERHARD (Berl. 1858). THONGEFÄSSE UND TERRACOTTEN, SPIEGEL (Berl. 1860). SAMMLUNG DER ABGÜSSE I ANTIKE SCULPTUREN (Berl. 1860).

[1] GRIECHISCHE UND ETRUSKISCHE TRINKSCHALEN DES KÖN. MUSEUMS, HERAUSGEGEBEN VON EDUARD GERHARD (Berl. 1840).

ETRUSKISCHE UND CAMPANISCHE VASENBILDER DES KÖN. MUSEUMS, HERAUSGEGEBEN VON EDUARD GERHARD (Berl. 1843).

APULISCHE VASENBILDER DES KÖN. MUSEUMS ZU BERLIN, HERAUSGEGEBEN VON EDUARD GERHARD (Berl. 1845).

TRINKSCHALEN UND GEFÄSSE DES KÖN. MUSEUMS ZU BERLIN UND ANDERER SAMMLUNGEN, HERAUSGEGEBEN VON EDUARD GERHARD (Berl. 1848. 50).

[2] Campanari, Candelori, Capranesi, Vescovali, Gargiulo, Barone u. v. a.

[3] Auch für König Friedrich Wilhelm IV., der Gerhard brieflich gemahnt hatte, wenn er nach Berlin käme, „bei ihm anzuklopfen" und ihn die ersten Jahre öfter bei sich sah, erhielt er wiederholt Aufträge zum Ankauf von Kunstwerken.

mit alter Kunst abgiebt, und jeder unterliegt, der in den Verkehr des Kunsthandels gezogen wird. So brachte auch Gerhard eine nicht unbedeutende Sammlung zu Stande, welche er zum Theil nach und nach dem Museum überliess. Den wichtigsten Bestandtheil derselben bildeten die etruskischen Spiegel, durch Zahl und Bedeutung hervorragend — unter ihnen der einzige Semelespiegel und eine Reihe durch Darstellung und Inschriften ausgezeichneter —, von Gerhard theils aus Vorliebe, theils aus Noth, weil mancher Spiegel nur durch den Ankauf für ihn zugänglich wurde, sorgsam zusammengebracht. Diese mochte er in keinem anderen Museum als dem Berliner wissen. Aussichten, sie in England günstig zu verkaufen, liess er unberücksichtigt und wartete lieber, bis ihm im Sommer 1859 die Befriedigung wurde, dass sie für das Museum angekauft wurden, das nun wohl in dieser Abtheilung keinen Rivalen zu scheuen hat. Dagegen mochte er sich von einer erlesenen Vasensammlung, in der sich nur kleine Kabinetsstücke befanden, und seiner sehr reichen Sammlung von antiken Ringen, Gemmen und Pasten bis zuletzt nicht trennen; es steht zu hoffen, dass auch diese ins Berliner Museum gelangen. Uebrigens dankte es Gerhard, der als er Italien verliess noch „in einem Schlamm von Schulden steckte", diesen dilettantischen Versuchen im Kunsthandel, dass er bei seiner strengen Ordnung und Sparsamkeit einiges, wenn auch nicht bedeutendes Vermögen erwarb, das zufolge seiner testamentarischen Verfügung nach dem Tode seiner Wittwe und Schwestern zu einem Theil zur Gründung eines Stipendiums an der Berliner Universität verwendet, zum anderen der Berliner Akademie zufallen wird.

Dass nicht alle Vorschläge Gerhards angenommen, nicht alle Erwerbungen, welche er veranlasste, gebilligt wurden, liegt in der Natur der Sache. Auch ist nicht zu verkennen, dass sich dabei nicht allein eine leicht begreifliche Vorliebe für gewisse Kunstzweige, welche ihn wissenschaftlich besonders interessirten, wohl geltend machte, sondern dass der Standpunkt, welchen er überhaupt der alten Kunst gegenüber einnahm, ihn auch die Museen wesentlich als Hülfsmittel des wissenschaftlichen Studiums auffassen liess, so dass für ihn bei Erwerbungen das gelehrte Interesse vorzugsweise maassgebend wurde.

Am meisten Widerspruch fand Gerhard, auch bei der artistischen Commission, so lange dieselbe bestand[1], rücksichtlich des archäologischen Apparats, auf dessen Begründung und Vermehrung er beson-

[1] Mitglieder derselben waren Fr. Tieck, Waagen, Schlesinger, Levezow, Rauch, Wach und Schinkel.

deres Gewicht legte[1]. Da er es als eine wesentliche Aufgabe der Verwaltung der Kunstsammlungen ansah, sowohl für das Verständniss derselben beim Publicum als für ihre wissenschaftliche Verwerthung Sorge zu tragen, erkannte er in einem Apparat, der mit einer erlesenen Bibliothek Abbildungen publicirter wie unedirter Kunstwerke in möglichster Vollständigkeit vereinigte, eine nothwendige Ergänzung der Museen. Und in der That sind solche Sammlungen, wie sie in dieser Art herzustellen keine Bibliothek verpflichtet ist, nothwendig, wenn vom Museum aus die wissenschaftliche Behandlung der Kunstwerke ausgehen soll. Gerhard, der dieses Bedürfniss überall, wo Archäologie als wissenschaftliches Bildungsmittel getrieben wird, erkannte, ruhte nicht, bis es gelang im Jahr 1851 auch bei der Universität für die akademischen Studien einen archäologischen Apparat zu begründen. Beim Museum aber, meinte man, würden durch den Apparat dem eigentlichen Zweck, der Anschaffung von Kunstwerken die Mittel unpassend beschränkt; auch muthmasste man, er solle hauptsächlich für Gerhard das Material zu Publicationen beschaffen. Allerdings sah er sich mit Recht als den wissenschaftlichen Verwalter einer Sammlung an, die durch Publication ihre beste Verwendung erhielt, aber dass seine Gesichtspunkte und Intentionen bei diesem Apparat andere und weiter greifende waren, zeigt, ganz abgesehen von der Liberalität, mit welcher er ihm gehörige Zeichnungen dem Apparat übergab, der unerschöpfliche Reichthum dieser die verschiedensten Richtungen verfolgenden Sammlung[2].

Der General-Intendant Graf v. Brühl, unter welchem Gerhard beim Museum eintrat, verkehrte nicht nur mit seinen Beamten in liebenswürdigen, feinen Formen, er ging auch mit aufrichtigem Antheil auf Gerhards besondere Intentionen ein und vertrat ihn persönlich gelegentlich gegen die unverkennbar ungünstige Stimmung des Ministeriums Altenstein; sein Tod (1837) war für Gerhard ein schwerer Verlust. Zu Herrn v. Olfers, der als Generaldirector (1839) die Leitung der Museen übernahm, trat Gerhard in ein persönlich gutes Vernehmen, dessen äusserliche Haltung sich stets gleich blieb, wiewohl er mehr als den bureaukratisch abgemessenen Ton der amtlichen Verhandlungen ein Zurückschieben seiner Wirksamkeit empfinden musste, das wohl mehr seiner Stellung als seiner Person galt. Denn bei der zunehmenden Centrali-

---

[1] ÜBER ARCHÄOLOGISCHE SAMMLUNGEN UND STUDIEN. ZUR JUBELFEIER DER UNIVERSITÄT BERLIN VON EDUARD GERHARD. Berl. 1860. Vgl. arch. Ztg. 1858 S. 205 ff.

[2] Der letzte Abschluss dieses Apparats durch Ordnen und Inventarisiren geschah im Jahr 1865 durch Michaelis unter Gerhards Anleitung.

sation der Verwaltung, vor welcher schon die artistische Commission beseitigt war, erschien auch der wissenschaftliche Beirath eines Archäologen ziemlich überflüssig und seine aus einer ganz anderen Anschauung hervorgehenden Ansprüche meist lästig. In der That kam manches zusammen, wodurch Gerhard in solchen Verhältnissen wohl unbequem werden konnte. Mit bewusster Consequenz verfolgte er das einmal als richtig erkannte, und da er in den Behörden, wie in anderen Staatsinstituten nur Mittel sah, deren der Staat sich zu seinen Zwecken bedient, hielt er sich berechtigt für die Aufgaben seines Berufs jene Mittel in Anspruch zu nehmen, und eingedenk dass das *gutta cavat lapidem* nirgend so gilt wie in solchen Beziehungen, brachte er mit zäher Beharrlichkeit Anliegen wie Beschwerden immer wieder vor[1]. Auch hatte er in der Amtspraxis gelernt, dass nicht selten der kürzeste Weg zum Ziel war, auszuführen ohne anzufragen und nachträgliche Genehmigung zu suchen, die zwar nicht leicht verweigert, aber ungern ertheilt werde. Endlich konnte eine charakteristische Eigenthümlichkeit der Form den geschäftlichen wie den wissenschaftlichen Verkehr mit Gerhard erschweren. Den Ingrimm und Hohn, mit welchem er in der Jugend das Schlechte aufsuchte um es zu bekämpfen und dem Wahren und Rechten zum Sieg zu verhelfen, hatte er in harter Schule durch strenge Selbstzüchtigung gebändigt, wiewohl seine Gesinnung in allen Fragen des Sittlichen und Wahren sich nie geändert hat. Allein er kam mehr und mehr zu der Ansicht, „dass man Uebelstände, die man in fremder Natur nicht brechen könne, durch Selbstüberwindung heilen solle", und dass sich mehr erreichen lasse, wenn man sich mit den Menschen vertrage, als wenn man sie bekämpfe, und diese bildete sich in Italien eigenthümlich aus. Dort ganz besonders ist das Studium der Kunst abhängig von Aufsehern, Sammlern, Kunsthändlern, Dilettanten, Localantiquaren, deren Gunst gewonnen und erhalten sein will, und die namentlich Widerspruch meist um so weniger ertragen, je mehr sie ihn herausfordern. War nun hier ohne eine gewisse Diplomatie nicht durchzukommen, so wurde er gänzlich eingenommen durch die Zierlichkeit und Grazie der Höflichkeit, mit deren Formen die Italiener im Verkehr angenehme wie unangenehme Begegnungen zu umkleiden verstehen; auch das Rheto-

[1] Dies erstreckte sich auch auf seine persönliche Stellung; glänzend, wie man es nach dem Ruf, welchen er genoss, erwarten mochte, wurde sie nie. Sein Gehalt als Archäolog des Museums betrug 1150 Thlr., im Jahr 1855 auf 1400 Thlr., im Jahr 1861 auf 1500 Thlr. erhöht. Als Professor wurde er im Jahr 1843 mit 250 Thlr. Gehalt angestellt, der im Jahr 1860 auf 400 Thlr. vermehrt wurde.

rische und die Concetti ihrer Redeweise gefielen ihm. Das Leben in Rom führte ihn in die verschiedensten Kreise vornehmer Reisenden mancher Nationalität und in diplomatische Cirkel, deren Conversation mehr blanke Rechenpfennige als Goldstücke in Umlauf zu setzen pflegt. Seine wissenschaftlichen Gedanken aber führten ihn in jene dunkle Tiefe der menschlichen Seele, aus der nur Symbole und Bilder aufsteigen, welche die Schärfe des präcisen Ausdrucks scheuen. So bildete er sich, bei eifriger Lecture der späteren Goetheschen Schriften, eine gewisse schwebende Temperatur der Sprache aus, die anderen oftmals zu errathen aufgab, und, wenn dies nicht immer gleich gelang, zu wirklichen Missverständnissen oder auch zu unerwarteten Aufklärungen führen konnte. Diese Ausdrucksweise, anfangs vielleicht angeeignet, war ihm später natürlich, wie namentlich erfahren hat, wer unter seinem Dictat schrieb.

Nachdem Gerhard im Jahr 1836 nach Lewezows Tode mit der Verwaltung der Vasen und Terracotten commissarisch beauftragt war, wurde er im Jahr 1855 zum Director der Abtheilung der Sculpturen, womit die Aufsicht über die Gipsabgüsse vereinigt war, ernannt. Dies war nicht allein eine äusserliche Verbesserung, es war auch eine ehrenvolle Beförderung, denn diese Abtheilung gilt als die erste im Range. Aber Gerhard wäre seinen besonderen Studien und Neigungen nach lieber bei den Vasen geblieben und auch später noch gern dahin wieder zurückgekehrt. Schwerer traf es ihn, dass durch das neue, zugleich eingeführte Museumsstatut vom 12. Dec. 1854 die Stellung und Befugniss eines Archäologen aufgehoben und alles, was auf eine ans Museum geknüpfte wissenschaftliche Thätigkeit Bezug hatte, beseitigt wurde. Das empfand er nicht bloss als eine persönliche Verletzung, sondern als eine schwere Beschädigung der Wirksamkeit des Museums. Vergebens suchte er durch Eingaben an Minister und König dieselbe abzuwenden und die alte Einrichtung wiederherzustellen. Die Freudigkeit war ihm genommen, da er dem Museum, an dem er so sehr hing, nicht mehr in der Weise dienen konnte, die er für die einzig richtige hielt; es hätte nicht noch anderer Verstimmungen bedurft, um ihm dasselbe in den letzten Jahren zu verleiden.

Im Sommer 1839 suchte Gerhard den Norden auf, zuerst Kopenhagen, dann London, wo der zweite Besuch, wie er erwartet hatte, bei längerem Aufenthalt ihm das Gefühl der Unbehaglichkeit benahm und reiche Ausbeute brachte. Im September 1840 trat er wieder einen Römerzug an; die Reise führte ihn diesmal über Turin und von Genua zu Wasser nach Civitavecchia. In Rom wohnte er zum erstenmal bei Braun, „der ausser seiner treuen Persönlichkeit eine Energie und vielseitige Thätigkeit entwickelte, deren erfrischendes und

gedeihliches Element unschätzbar war", in *casa Turpeia* und erfreute sich bei milden Herbsttagen der herrlichen Aussicht auf Colosseum, Palatin und Aventin von seiner loggia aus. Institutsangelegenheiten und Aufträge des Königs hielten ihn fest, so doch dass er weniger selbst zu arbeiten als andere zu treiben hatte. „Ich schwelge hier" schrieb er „im wohlthätigen Nachsommer alten Bekanntseins, aber es fehlt doch gar zu viel um sich heimisch zu fühlen wie vormals. Die mächtigsten, belebendsten Gestalten meines ältesten Freundeskreises sind verschwunden, eine die ihm noch angehörte [Kestner] mahnt mich halb gespenstisch an die Zeit meiner alten Bestrebungen. Jüngere könnens bei allem Wohlwollen mir nicht ersetzen. Ehe ich einpacke werde ich noch ein paar einsame Gänge nach Hauptstücken sonstiger Begeisterung richten, wie ich gestern ohne Stackelberg und ohne sonstige liebe Leute Villa Pamfili besuchte. Bevor ich abreise quellen wohl Anemonen dort auf; wann und mit wem soll ich sie dort pflücken? Ich muss allerorts und tagtäglich hier überschwellen von freudigem Dank und von tiefem Schmerz; dass meines Bleibens hier nicht sei, ist jeglichen Tages Motto, und „wo ist mein Bleiben?" das Motto des heutigen." Das Huldigungsfest Friedrich Wilhelms IV. wurde auch in Rom freudig begangen, mit reger Theilnahme vernahm er, wie daheim alles in neue Bewegung kam. „Ich werde Berlin begrüssen wie Epimenides, der ausgeschlafen hat. Manches Günstige mag sich vorbereiten, aber wie es gehen wird, ist freilich noch nicht klar. Das verflossene halbe Jahr ist einem Lustrum anderer Zeiten zu vergleichen, wir wollen nicht gefühllos gegen den Wandel der Zeit bleiben."

Nach einem Ausflug nach Neapel kehrte Gerhard im Mai 1841 nach Berlin zurück. Im August ging er nach Frankfurt, wo die Fürstin von Canino die bis zuletzt zurückgestellten erlesensten Vasen aus den Vulcenter Ausgrabungen zum Verkauf gestellt hatte. Während Gerhard des sich verzögernden Eintreffens von Hrn. v. Olfers oder dessen Bescheidung harrte, langte Thiersch im September mit unbedingter Vollmacht von König Ludwig versehen an, kaufte den vorzüglicheren Theil der Vasen für München und liess für Berlin nur eine Nachlese übrig. Aber war diese Vasenunternehmung ohne sein Verschulden gescheitert, so glückte ihm was nicht von ihm unternommen war: in Frankfurt fand er ohne gesucht zu haben — eine Lebensgefährtin.

„Mein studirendes Wanderleben" hatte er vor Jahr und Tag im tiefsten Vertrauen geschrieben „würde ich herzlich gern und für die Summe meines übrigen Lebens mit einer Frau geführt haben, wenn grade eine von dem Schlage disponibel gewesen, wie ich, bei schmalen Mitteln und Widerwillen gegen Fraubasenschaft, bei meiner einsilbigen

Innigkeit und meinem Bedürfniss eine selbständig mich ergänzende Geisteskraft mir gegenüber zu haben, bei meinen Ansprüchen auf Nachsicht und das ungleich grössere Maass meines Bedürfnisses gebrauche. Weniges von solchen Anforderungen lässt sich anerziehen; auch bin ich zu alt um noch Probejahre zu verlieren. Die Verschiedenheit der Naturen ist gross, der Mensch hat keine höhere Verpflichtung als eine fremde Natur zu respectiren, aber es wäre eben darum ein Frevel, wollte man hin und her versuchen sich zusammen zu gesellen, wo nur Achtung und nicht Neigung das Band wäre. Eben weil ich an solche Verschiedenheiten glaube, glaube ich auch an die unfehlbare Berührung der Naturen die sich verwandt sind; wenn ich in dieser Wendezeit meines Lebens noch ein Individuum finde, das mir zupasste, so würde ich es vermuthlich in den drei ersten Tagen meiner Bekanntschaft wissen.“ Und so geschah es.

Bei dem preussischen Geschäftsträger R. v. Sydow, der schon in Rom als Legationssecretär mit Gerhard befreundet und in Frankfurt sein gastlicher Hauswirth war, traf er Emilie v. Riess, die Tochter des kurhessischen Bundestagsgesandten Geheimerath v. Riess, und wusste sofort, dass er die verwandte Natur gefunden habe. Nach wenigen Begegnungen erbat er sich von dem vortrefflichen Vater die Erlaubniss mit der Tochter in einen Briefwechsel zu treten; sehr bald führte dieser zu völliger Einigung und zur vorläufig stillen Verlobung, die am 29. Dec. 1841 auch eine öffentliche wurde. Am 5. Juli 1842 war in Frankfurt die Hochzeit, der eine Reise in die Schweiz und nach Oberitalien folgte, von welcher das Ehepaar am 18. Aug. in Berlin eintraf, herzlich empfangen von Gerhards Mutter und Schwester[1].

Keine leichte Lebensaufgabe erwählte sich das dreiundzwanzigjährige Mädchen, als sie dem älteren Manne ihre Hand reichte. Zwar trat sie nicht ungeprüft ins Leben, denn seit ihrem dreizehnten Jahre war sie die treue Pflegerin der Mutter, die sie nicht lange vor der Verlobung verloren hatte, in langwieriger schwerer Krankheit gewesen, und hatte dadurch an ihrem zärtlich geliebten Vater und ihren jüngeren Geschwistern ganz andere Pflichten zu erfüllen gehabt, als sie gewöhnlich

[1] Auch das Institut nahm litterarischen Antheil am Fest. Von Braun erschien *Artemis Hymnia und Apollon mit dem Armband, eine Spiegelzeichnung, Herrn Prof. Ed. Gerhard zu seiner Vermählung mit Frl. Em. v. Riess* (Rom 1842) und von Fortunato Lanci, den Gerhard als ragionere des Instituts, bei welchem er auch wenn es noth that über die Eleganz des italienischen Stils wachte, angestellt und geschult hatte, *Intorno un anticho specchio metallico. Epistola al ch. cav. Od. Gerhard in occasion di sue nozze colla gentildonna Sign. Em. de Riess* (Rom 1842).

der Tochter und Schwester zukommen. Jetzt aber wurde sie in eine ganz fremde Sphäre eingeführt, in der sie ihre geistige Lebensluft finden sollte. Ist es der Frau Bedürfniss auf die geistigen Interessen des Mannes einzugehen, ist es ihr eine hohe Befriedigung, wenn sie an seinen wissenschaftlichen Arbeiten Antheil nehmen kann, so war doch Gerhard in so eigenthümlicher Weise von seiner Archäologie erfüllt, seine mit unermüdlicher Thätigkeit betriebenen Studien, Pläne, Unternehmungen, nahmen ihn so in Anspruch, dass die Frau, welche sein Leben wirklich theilen wollte, auch ohne die geringste Anlage zur gelehrten Frau zu besitzen, sich nicht allein am geistigen Genuss der alten Kunst begnügen lassen durfte, sondern sich auch an seinen archäologischen Beschäftigungen betheiligen musste. Dazu kam, dass seine Augenschwäche ausser so manchen Hülfsleistungen, welche weibliches Zartgefühl und Geschick mit leiser Schonung bietet, die Frau als Lector und Secretär auch in archaeologicis in Anspruch nahm. Etruskische Spiegel zu beschreiben ist für eine Frau eine Aufgabe, welche noch grössere Hingebung an den dictirenden Mann als bei diesem an die Wissenschaft voraussetzt. Solchen dem weiblichen Wesen fremden Aufgaben mit Freude und Befriedigung zu genügen, weil sie in der Natur und Lebensstellung des Mannes begründet sind, ist die natürliche Aeusserung der Frauenliebe; von solcher Theilnahme an männlichem Thun nicht weiter berührt zu werden, als sie die feinsten Elemente geistiger Bildung zuführt, ist nur einer reinen und klaren, zugleich festen und elastischen Natur gegeben. Gerhard hatte richtig gesehen, er hatte in der Frau, welche ihm durch Gemüthstiefe, Wahrhaftigkeit, Frömmigkeit verwandt war, die Natur gefunden, welche durch ursprüngliche Heiterkeit, Einfachheit und Unbefangenheit die seinige ergänzend selbständig ihm ganz angehörte.

Den jungen Haushalt einzurichten bot manche Schwierigkeit dar. Bei der für Berlin beschränkten Einnahme wurden anfangs der Geschicklichkeit im Haushalten und der eigenen Betheiligung Aufgaben gestellt, an welche die junge Frau, wiewohl in einer zurückgezogenen Häuslichkeit aufgewachsen, so nicht gewöhnt war. Dabei machte Gerhard, für seine Person von exemplarischer Einfachheit und Mässigkeit, an die Geselligkeit seines Hauses Ansprüche. Er stand in Berlin in einem ausgebreiteten Verkehr und die vielen auf Reisen angeknüpften Verbindungen brachten es mit sich, dass er fortwährend von durchreisenden Freunden und Bekannten aufgesucht wurde, denen er nicht allein die italienische, von ihm stets gepriesene, freundliche Dienstfertigkeit entgegenbrachte, denen er auch nach deutscher Sitte sein Haus gastlich öffnete. Es war ihm eine besondere Befriedigung, dass seine Frau es verstand in grösseren Gesellschaften wie in kleinerem Kreise es den

Gästen angenehm und behaglich zu machen. Aber er selbst war zu lange auf Reisen, zu lange selbständig gewesen, um nicht manche kleine Angewöhnungen des Junggesellenlebens mitzubringen, die erst allmählich der Regel des Hausstandes sich fügten. Die Wohnung blieb nach wie vor mit der Mutter und den Schwestern gemeinsam, sein Hauswesen hatte Gerhard von Anfang an selbständig gestellt. Wie herzlich von beiden Seiten das Entgegenkommen war, wie gern von beiden Seiten Rücksicht genommen wurde, so bedurfte es doch einiger gegenseitiger Fügung und Gewöhnung, die neue Gemeinsamkeit und Selbständigkeit zu einer überall behaglich passenden zu machen. Gerhard war von jeher ein musterhafter Sohn gewesen. Auch in den Jahren, da er unter schwerem Druck seinen eigenen Weg suchte, war er nicht allein bereit dem kindlichen Gehorsam alles nachzusetzen, er empfand es tief, dass er den Eltern die Freude nicht machen konnte, die er ihnen so gern machen wollte, er verkannte nie in den Sorgen, Zweifeln, Vorwürfen, mit welchen die Mutter seinen unsicheren Lebensgang begleitete, den Ausdruck ihrer zärtlichen Liebe, ihrer warmen Theilnahme an seinem äusseren und inneren Wohlergehen. Das Widerstreben, mit welchem er in den schlimmsten Fällen von ihrer Bereitwilligkeit bei knappen Verhältnissen mit ihrem geringen eigenen Vermögen ihm beizuspringen Gebrauch machte, hatte seine Dankbarkeit nur um so inniger gemacht, seit dem Tode des Vaters bot er alles auf, um auch von dieser Seite Vergeltung zu üben und blieb die Stütze der Mutter. Diese sah nun mit Stolz und Befriedigung auf den Sohn, der auf seinem Wege mehr geleistet und erreicht hatte, als sie einst hoffte; in ruhig behaglicher Lage, frei von den körperlichen Leiden, welche ihre jüngeren Jahre getrübt hatten, erfreute sie sich im Kreise ihrer Kinder eines glücklichen Alters. Gerhards erster Gang jeden Morgen war seine Mutter zu begrüssen; an keinem Abend kam er nach Hause ohne zu fragen, ob er die Mutter noch sehen könne. Täglich waren sie beisammen, in ihrem Sommeraufenthalt besuchte er sie Tag um Tag, er war für Lecture und Unterhaltung jeder Art besorgt. Im Jahr 1857 machte ihr Tod, der wie der des Vaters an Gerhards Geburtstag (29. Nov.) erfolgte, diesem schönen Zusammenleben ein Ende. Da Gerhard dann die Wohnung aufgeben musste, trennte er sich auch von seinen Schwestern.

Die Tagesordnung Gerhards war und blieb eine sehr geregelte; die Zeit auszukaufen verstand er von jeher in ungewöhnlicher Weise. Der Vormittag war ausschliesslich wissenschaftlichen Arbeiten und gelehrter Correspondenz bestimmt, um die Mittagsstunde pflegte er seine Vorlesungen zu halten, daran schloss sich der erst in der letzten Zeit völliger Ermattung aufgegebene Gang ins Museum, wo er pflichtgemäss eine

Stunde in verschiedenen Beschäftigungen zubrachte. Bis er um 4 Uhr zu Tische ging fanden sich dann noch einige Arbeitsstunden, nach Tisch, wenn die Dämmerung herankam, war die Zeit für Besuche. Diese und am Abend Gesellschaft, im eigenen Hause oder auswärts, waren ihm seiner Augen wegen, die dann Schonung verlangten, und weil er nach anstrengender Arbeit ohne eigene Beschäftigung leicht müde wurde, eine angenehme Zerstreuung. Aber vor der Gesellschaft gab es immer noch freie Zeit, in der die Frau ihm vorlas, was an ruhigen häuslichen Abenden auch nach dem Thee, auf Reisen selbst im Wagen geschah. Die Lecture bezog sich fast nur auf das Alterthum, namentlich wurden viel Uebersetzungen von Classikern gelesen, neue Litteratur und Geschichte kamen nur ausnahmsweise daran. Früher war Gerhard dem Gange der deutschen Poesie mit grosser Theilnahme gefolgt, wie seine überall angestrichenen Handexemplare und die stets ihm zu Gebote stehenden Citate bezeugten. Goethe kannte er aus gründlichem Studium aufs genaueste, einzelne Lieblingsbücher, wie Rückerts Liebesfrühling, Heines Buch der Lieder wusste er auswendig.

Der gesellige Verkehr war in den ersten Jahren nach seiner Verheirathung ein sehr lebendiger, die Kreise, in welchen er sich bewegte, sehr ausgebreitet, und, wie es die Verhältnisse mit sich bringen, wechselnd; später verengerte er sich, namentlich durch Gerhards wie seiner Frauen Kränklichkeit, mehr und mehr. Einen näheren Freundeskreis bildete die griechische Gesellschaft, welche Gerhard, dem alten Zuge folgend, auch jetzt wieder zu wechselnder griechischer Lecture und munterer Geselligkeit um sich versammelte[1]; auch sprach sich sein Behagen wohl gelegentlich wieder in einem griechischen Gedicht aus[2]. Ausserdem

---

[1] Mitglieder derselben waren, nicht alle gleichzeitig, H. Abeken, J. Brandis, G. v. Bunsen, E. Curtius, K. Lepsius, v. Thile, Wattenbach, Wiese, und als Tischgenossen Peters und C. v. Schlözer.

[2] An E. Curtius, als Aristophanes Frösche gelesen wurden:

Χορταίῳ

Βατράχων κορυφαίῳ καὶ ἐξηγητῇ
χορὸς Βατράχων.

Λιμναῖος καὶ Ἀβὴξ, Λοιβήσιος, Ἐμβασίλιμνος,
λιμνογενοῦς τε χοροῦ Βατράχων πύματος Γηράνθης
τὸ βρεκεκὲξ καθαρῶς καὶ ἄτερ βηχὸς προϊέντες,
κήρυκες Βρομίου τε ἰδὲ χρυσέης Ἀφροδίτης
εὐτυχίαν σοὶ πᾶσαν ἰδ' ὄλβια πάντα γενέσθαι
εὐχόμεθ', οἴκαδ' ἄγοντι τεὴν ἑλικώπιδα κούρην,
τὴν Χαρίτεσσαι φίλην, Κορυθαιόλου ἀγλαὸν ἔρνος,
λοιβὰς μὲν σπένδοντες Ἰηΐῳ ἡδεῖ οἴνου,

knüpfte der Umgang natürlich an die Collegenschaft der Universität und Akademie an. Mit Grimms, welche Gerhard in Göttingen kennen lernte, führte die Landsmannschaft mit seiner Frau zu einem besonders nahen Freundschaftsverhältniss; Steffens waren, der Gerhardschen Familie von Breslau her befreundet, bei Schellings hatte Gerhard in München verkehrt; ausser dem alten Genossen Panofka wurde ein Verkehr besonders mit Lepsius, Curtius, Lachmann, Homeyer, Trendelenburg, Haupt, Mommsen und mit Peters unterhalten, der als treuer Berather in ärztlichen und anderen praktischen Fragen ihnen zur Seite stand. Ein näherer Umgang fand auch Statt mit dem Minister Eichhorn, der im grosselterlichen Hause der Frau Gerhard eine kurze Zeit Hauslehrer gewesen war, mit Savigny, Winterfeld, Beuth, Kortüm und dem alten Freunde Gerstäcker.

Gerhards Schwiegervater hatte sich ausbedungen, seine Tochter jedes Jahr vier Wochen bei sich zu sehen. Diese Reise wurde in Verbindung gesetzt mit der längeren Ferienreise zu wissenschaftlichen Zwecken, welche alljährlich möglich zu machen eine Hauptaufgabe der sorglichen Oekonomie war, und bei denen je länger je mehr die Begleitung seiner Frau ihm Bedürfniss wurde. Vor allem musste er mit ihr Italien besuchen; er glaubte noch etwas in ihrem Zusammenleben zu vermissen, so lange sie diese Erfahrung nicht theilten. Die gründliche Abneigung gegen Berlin, mit welcher er dort eingezogen war, hatte sich zwar verloren, allein ein Fortleben in italienischen Erinnerungen, das ihn immer wieder dorthinzog, hörte nie auf. Wenn Gerhard italienisch sprach, wenn er mit drastischer Mimik Erlebnisse, Anekdoten, Witzworte aus Italien erzählte, schien er ein anderer zu werden; wer ihn so nicht gekannt hat, dem fehlt eine der eigenthümlichsten und liebenswürdigsten Seiten seines Wesens[1]. So benutzte er denn gleich die Sommerferien im Jahr 1843, um seine Frau durch die französische Schweiz über den Simplon nach Mailand und Genua, von da zu Wasser nach Rom zu führen, wo sie mit Jac. Grimm zusammentrafen. Nach einem nur dreiwöchentlichen Aufenthalt daselbst machten sie die Rückreise über

---

ἄνθεα δὲ σπείροντες ἵν' ἐς γῆρας πεφ ἰάνθῃς.
χαῖρε μάλ', ὦ Χορταῖε, καὶ ἡμῶν πρόφρονι θυμῷ
μνημόσυνον τόδε λιμνογενῶν ἀποδέχευσο φωνῆς.

[1] Ein Lieblingsgedanke Gerhards war es *Elogia urbis Romae*, alte und neue Zeugnisse zum Preise der ewigen Stadt, bei allen Kapitolsgenossen gesammelt, drucken zu lassen. Er ging mit einer gedruckten kleinen Blumenlese, in der er mit allen Namen — Archäologus, Philodantes, Desiderius, Odoardo, Geranthes — auftritt, voran, aber sein *vivat sequens* zum Schluss fand keine Nachfolge.

Florenz, Venedig, Padua, Verona und durch Tyrol. Im folgenden Jahr besuchte Gerhard mit Welcker und Braun London, holte dann seine Frau zur Reise nach Wildbad ab, und ging zum Beschluss derselben mit Meier nach Dresden zur Philologenversammlung[1]. Der kurze Besuch Roms hatte aber mehr neuen Reiz als volle Befriedigung gebracht, er rüstete für den nächsten Winter einen längeren Aufenthalt daselbst zu. Anfang September 1845 traten sie von Frankfurt aus die Reise an, diesmal über die Gotthardsstrasse, gingen aber nach kurzem Verweilen in Rom auf drei Wochen nach Neapel, wo Gerhard dem Gelehrtencongress beiwohnte. Der Aufenthalt in Rom während des Winters erhielt einen besonderen Reiz durch Welckers Anwesenheit, der mit Gerhards in der *casa Tarpeia* in Brauns Nachbarschaft wohnte, aber er wurde durch eine lange, schwere Krankheit der Frau empfindlich gestört. Den Gedanken, auch diese Einbusse durch einen neuen Römerzug auszugleichen, hat Gerhard wohl noch lange Zeit festgehalten, aber es war ihm nicht mehr beschieden denselben zur Ausführung zu bringen. In den nächsten Jahren strebte er wo möglich ausser der Erholung auch einen wissenschaftlichen Gewinn zu erzielen und daher Orte aufzusuchen, in welchen Kunstsammlungen zu untersuchen waren, von denen meistens, besonders wenn keine oder ungenügende Cataloge vorhanden waren, ein gedrängter, übersichtlicher Bericht bald darauf mitgetheilt wurde. So besuchte er im Jahr 1847 die Hauptstädte Belgiens und Paris, 1849 Leyden[2] und Karlsruhe[3], 1851 wieder London und Paris, 1852 München[4], 1854 Wien in Gemeinschaft mit Welcker[5]. Im Jahr 1856 benutzte er den Aufenthalt seiner Frau im Bade von Bertrich, um die Sammlungen in Paris[6] und den süddeutschen Museen[7] gründlich zu mustern, und traf mit seiner Frau sehr vergnügt wieder zusammen, dass er seinen Augen das habe bieten dürfen.

Allein er hatte seinen Augen zu viel zugemuthet. Kaum war er nach Berlin zurückgekehrt, als die drohende Gefahr ganz zu erblinden eintrat. Eine lange schwere Cur mit fortgesetzten Blutentziehungen bei einem Aufenthalt im Dunkeln und Zugpflastern, wozu ein Karbunkel

---

[1] Gerhard besuchte auch die Philologenversammlungen in Jena (1846), Berlin (1850), Göttingen (1852), Altenburg (1854), Breslau (1857), Frankfurt a. M. (1861), Heidelberg (1865).

[2] Arch. Anz. 1849 S. 81 ff.

[3] Arch. Anz. 1851 S. 25 ff.

[4] Arch. Anz. 1852 S. 209 ff. vgl. 1855 S. 87 ff.

[5] Arch. Anz. 1854 S. 37 ff.

[6] Arch. Anz. 1857 S. 37 ff.

[7] Arch. Anz. 1857 S. 41 ff.

kam, wehrte wenigstens das Aeusserste ab. Allein nachdem er sich soweit erholt hatte, dass an eigene Thätigkeit wieder zu denken war — das Vorlesen hatte nie aufgehört —, musste er auf Lesen, Schreiben, Ansehen von Kunstwerken oder Abbildungen gänzlich verzichten, um sich den Schimmer des Lichtes zu bewahren, welcher ihm einigermaassen freie Bewegung gestattete. Mit merkwürdiger Geschicklichkeit wusste er sich dabei zu behelfen, dass ein Unkundiger selbst über die Vorsicht getäuscht werden konnte, welche er unvermerkt anwendete. Vorlesungen zu halten war ihm freilich nun unmöglich gemacht, doch setzte er die Uebungen in seinem Hause fort. Sobald er sich gefasst hatte, traf er dann Einrichtungen, durch welche auch eine geordnete stetige Arbeit möglich wurde. Die Hülfe, welche seine Frau und Schwester ihm anfangs leisteten, überstieg auf die Dauer deren Kräfte. Es wurde nun ein junger Philolog, der Neigung für archäologische Studien hatte, angenommen, der Morgens und Nachmittags in bestimmten Stunden ihm als Amanuensis zur Seite stand. Zunächst kam es darauf an, angefangene Arbeiten abzuschliessen, dann wurden seine Sammlungen inventarisirt, die Papiere geordnet und die laufende Correspondenz besorgt. Bald unternahm er neben der archäologischen Zeitung auch wieder die Ausführung selbständiger Arbeiten, und der Amanuensis musste, ausser vorlesen und unter seinem Dictat schreiben, unter seiner Anleitung auch sein Gehülfe bei der Arbeit sein. Diese Aufgabe war nur bei Gerhards untrüglichem Gedächtniss und seinen wohlgeordneten Collectaneen zu lösen, aber sie blieb eine ausserordentlich schwierige, die er durch die Zähigkeit seiner Ansprüche nicht immer erleichterte. Dagegen führte dieser Verkehr auf eine Weise in die Kenntniss der Monumente und Litteratur, wie der Probleme der archäologischen Forschung ein, wie sie für Studirende sonst nicht zu erreichen ist[1]. Abends wurde dann noch ein zweiter, meistens ein Schüler, beschäftigt, um leichtere Arbeiten, Correcturen, Briefe, die zurückgeblieben waren, zu erledigen[2]. Gelang es ihm mit solcher, wohl geschulten Hülfe schwierige, durch gehäuften gelehrten Apparat verwickelte Arbeiten mit der sorgfältigsten Akribie des Details zu Stande zu bringen, so bleibt die Hingebung an die wissenschaftliche Aufgabe, die durch kein Hemmniss zu besiegende Aus-

[1] Die Stelle eines Amanuensis haben bei Gerhard eingenommen K. v. Jan, O. Dony, F. Fedde, Ch. Matthiessen, R. Kukulé, L. Weniger, V. Valentin, E. Bormann, H. Heydemann.

[2] An einem derselben musste Gerhard erleben, dass er einen bedeutenden Diebstahl an seiner Bibliothek verübte, was die gerichtliche Bestrafung desselben zur Folge hatte.

dauer nicht minder bewundernswürdig als die geschickte Handhabung einer solchen Methode.

Es konnte nicht fehlen, dass zu der resignirenden Zurückgezogenheit, welche ihm das Augenleiden auferlegte, auch schmerzliche Verluste hinzutraten, welche das Alter immer einsamer machen. Nach dem frühen Tode seines Bruders Hermann (1855) verlor er in demselben Jahr (1857) seine Mutter und seinen Schwiegervater, mit so manchem lieben Reisegefährten und Fachgenossen schieden auch alte Freunde wie Meier (1851), Panofka (1856), Bunsen (1860) vor ihm. Besonders hart traf ihn der unerwartete und vorzeitige Tod Em. Brauns (1856), der nicht allein seinem Herzen einen schweren Schlag versetzte, sondern auch seine Stellung zum Institut wesentlich änderte. In Braun sah er seinen Schüler, der seinen Anschauungen gemäss seine Aufgabe als Archäolog und als Leiter des Instituts auffasste. Wie manche Extravaganz und Unordnung er ihm auch nachzusehen hatte, er vergass es nicht, dass Braun, als nach Bunsens Weggang (1837) das Institut in grosser Gefahr stand, nicht nur zu erreichen wusste, dass Fürst Metternich die Präsidentschaft übernahm, sondern dass Cardinal Mai in einer Festadunanz zu Ehren des Grossfürsten Alexander erschien (1839) und dadurch das Institut anerkannte. Gerhard hatte deshalb auch, als Braun bei einer späteren Krisis (1853) durch eine nicht glückliche, nachher wieder aufgegebene Veränderung in den Publicationen des Instituts eine buchhändlerische Speculation versuchte, trotz aller Bedenken ihm nachgegeben[1]. W. Henzen, der an Brauns Stelle trat, hatte seine opferwillige Hingebung an das Institut bereits hinlänglich erprobt — er, der stets alle Arbeiten zu übernehmen bereit gewesen ist, wenn sie ihm auch nur deshalb zufielen, weil andere sie nicht thaten — und war Gerhard unwandelbar anhänglich und ergeben; allein er vertrat wesentlich die epigraphischen Studien, welche für Gerhard in zweiter Linie standen. Für die Archäologie trat H. Brunn ein, durch langjährigen Aufenthalt in Rom im Institut heimisch geworden, allein kein Schüler Gerhards folgte er in wissenschaftlichen Fragen wie in der Leitung der Institusgeschäfte nicht selten abweichenden Ansichten und war ihm auch im persönlichen Verkehr nicht nahe getreten. Es war nicht zu vermeiden, dass Gerhard das Gefühl überkam, dem Institut, mit dem er sich verwachsen fühlte, entfremdet zu werden.

Im Jahr 1861 wurde seine Frau von einem schweren Kopfleiden

---

[1] Gerhard hat Braun einen Nachruf gestiftet in der Augsb. Allg. Ztg. 1856 N. 287, N. Preuss. Ztg. 1856 N 258, Winckelmannsprogr. 1856 S. 11 f., arch. Anz. 1857 S. 47 f.

befallen, das sie auf längere Zeit von jedem Verkehr und aller Thätigkeit fern hielt und nur sehr langsam und allmählich ihr wieder die Theilnahme an seinem Thun und Treiben gestattete, welcher er nicht mehr entsagen konnte. Dadurch wurde nicht allein der so schon sich verengende Kreis des geselligen Verkehrs noch mehr beschränkt, auch die jährlichen Reisen nahmen eine andere Richtung. Die Gesundheit der Frau verlangte einen Aufenthalt in einem Nordseebad, Norderney, Wyk, Blankenberge, wohin er sie ἔστιν ἀέκοντί γε θυμῷ begleitete und sich durch einen Amanuensis über die Langeweile des Badeorts hinweghalf. War das überstanden, so wurde ein stilles Plätzchen zur Erholung aufgesucht, dessen Abgelegenheit oft nicht geringe Schwierigkeit machte einen Vorleser zu finden; die seltsamen Exemplare, welche ihm dabei vorkamen, fanden bei ihm noch den alten Humor. Die längst geübte Gewohnheit alte Freunde durch einen längeren oder kürzeren Aufenthalt zu erfreuen, hielt er beharrlich fest. Bonn hatte vor allen das wohlerworbene Recht seines Besuchs, hierher zog ihn die Gegenwart Welckers, und nach Bernds Tode seine vortreffliche Wittwe, welche er in den letzten Jahren auch im benachbarten Neuwied aufzusuchen nie versäumte, im letzten Decennium ging er auch meine Thür nicht vorbei. Nächst Bonn ging er fast regelmässig nach Heidelberg zu Bunsen, an dem er mit ganzer Treue seines Gemüths festhielt. Aufgefrischt durch solche Reisen kehrte er nach Berlin zur Arbeit des Winters zurück, die sich mehr und mehr auf die Redaction der archäologischen Zeitung und seine Correspondenz beschränkte.

In dieses Stillleben fiel noch der Glanz einer Feier, welche bezeugte, dass gelungen sei, was er in seiner Jugend gewünscht hatte,

was ein Gott mir gebeut, es zu schaffen mit kräftiger Sorgfalt.

Sein Doctorjubiläum, als dessen Tag Gerhard selbst aus ungenauer Erinnerung den 1. August angegeben hatte, wurde, da der Irrthum sich zu spät herausstellte, von der Universität am 30. Juli 1865 begangen; Böckh, der ihn vor funfzig Jahren examinirt und promovirt hatte, begrüsste ihn als Jubilar. Kein Ehrenschmuck fehlte dem festlichen Tage[1]. Von Universitäten, Akademien, Vereinen waren Diplome, Adressen, Glückwünsche, von Fachgenossen und Schülern Festschriften und Dedicationen eingelaufen, das Institut hatte in einem stattlichen Band *nuove memorie* eine Reihe Aufsätze von Institutsmitgliedern aller Generationen als Festgruss vereinigt. Die archäologische Gesellschaft stiftete dem Hyperboreer einen Greif aus Bronze mit einem Weihepigramm von

[1] Gerhard hat selbst darüber Bericht erstattet arch Anz. 1865 S 103 f.

Hercher[1]. Auch der übliche Jubiläumsorden fehlte nicht[2]. Gerhard, der dem Tage mit einiger Scheu entgegengesehen hatte, fühlte sich durch die schöne Feier sichtlich gehoben, und nichts fehlte seiner Befriedigung, als seine Frau, nach Jahren zum erstenmal, zur Erwiederung so vieler Freundlichkeit einen Kreis näherer Freunde zu einem heiteren Mittagsmahl vereinigen konnte.

Als ich ihn nach dem Jubiläum im Herbst 1865 wieder sah, fiel mir in seiner äusseren Erscheinung eine Veränderung auf, in der sich das Alter ausdrückte. Bis dahin war er mir während unserer fünfundzwanzigjährigen Bekanntschaft eigentlich immer unverändert erschienen. Jugendlich frisch hat er wohl nie ausgesehen, aber die schlanke, feine Gestalt, die Beweglichkeit, welche sich auch in eigenen Verschränkungen der Arme und Beine im Sitzen und Stehen kund gab, die ununterbrochene Rührigkeit liessen ihn nicht alt erscheinen. Jetzt zuerst glaubte ich ihm anzumerken, dass er den Druck des Körpers spürte. In Berlin traten nach der Rückkehr die zunehmende Schwäche des Körpers und die immer häufiger eintretende geistige Ermüdung unverkennbar hervor, wiewohl sein Pflichtgefühl und sein Arbeitsdrang unaufhörlich mit der Ermattung kämpften. Den Sommer 1866 über hielt ihn sein patriotisches Gemüth, das mit Spannung dem Kriege folgte und die glänzenden Erfolge desselben mit Jubel begrüsste, noch aufrecht. Die letzte Reise nach Wernigerode, wo ihn ein Besuch von Henzens und Michaelis erfreute, war mit ausserordentlichen Schwierigkeiten verbunden, und wiewohl er, nach Berlin zurückgekehrt, mehrere heftige Anfälle überwand, auch an den Berathungen über das Institut sich noch mit vollem Interesse betheiligte und die tägliche Arbeit nie ganz ruhen liess, so sanken doch die Kräfte so zusehends, dass keine Täuschung mehr möglich blieb.

Er selbst sah dem Ende mit klarer Fassung entgegen. Auch als

---

[1] *Ἀρτέμιδος πρόπολον καὶ Ἀπόλλωνος Λυκοόργου*
γρύπα, πυρὸς σεμνὸν σύμβολον αἰθερίου,
ἀνδρῶν μυστιπόλων χορὸς ἀνθέμεθα ἱεροφάντῃ
ἡμετέρῳ, σοφίης εἵνεκεν ἐνδομύχου,
ἣν προύφηνεν ὅλους λυκάβαντας πεντήκοντα
δᾳδοφόρος μύστης θειοτέρης φύσεος.

[2] Gerhard, der gegen äussere Auszeichnungen nicht gleichgültig war und auch in dieser Hinsicht nicht zurückstehen mochte, war durch die der Regel gemäss mit der Zahl 50 bezeichneten Ordensinsignien tief verletzt, welche zu deutlich als Anerkennung des zufälligen Umstandes langer Lebensjahre gestempelt, ihm nicht einmal als äussere Auszeichnung wirklicher Verdienste gelten konnten.

er während eines wochenlangen bewussten Sterbens, das jeden Tag die Erwartung des Arztes täuschte, den Tod als eine Befreiung wünschte, kam keine Unruhe, keine Ungeduld, kein Zweifel über ihn. Was sein langes, mühe- und arbeitsvolles Leben hindurch sein Gemüth bewegt, seine Seele beschäftigt hatte, hielt er in liebevoller Erinnerung fest; er hatte Treue gehalten, und in schwerem Kampf durch unermüdliche Anstrengung geleistet und erreicht, was wenigen beschieden ist. Das unerschütterliche heitere Gottvertrauen, welches ihn durch das Leben geleitete, den streng christlichen Glauben, zu welchem er sich, unabhängig von Formel und Scheinwesen, frei von Intoleranz gegen fremde Ueberzeugung, aus Herzensgrunde bekannte, sprach er auch auf dem Todbette aus. Ruhig nahm er Abschied von allen, die ihn umgaben, von Freunden, Verwandten, seinen Schwestern, bis in gefasster Stille zuletzt die mit ihm allein blieb, der er allein ganz angehörte. Am 12. Mai 1867 kam sanft und ruhig die Erlösung[1].

Ein Tod, der das Siegel der Vollendung auf ein an Mühen und Erfolgen reiches Leben drückt, nimmt dem Schmerz seinen herbsten Stachel. Den treuen Freund werden alle im Herzen behalten, die ihn erkannt haben; der Name des Forschers wird mit der Wissenschaft, der seine ganze Kraft gewidmet war, fortleben.

Sei getreu bis in den Tod, so will ich
dir die Krone des Lebens geben.

---

[1] Sein Grab bezeichnet eine einfache Marmorstele mit dem von Afinger ausgeführten, wohlgelungenen Reliefporträt.

ANHANG

[Norderney 1866.]

Am Schlusse eines insularischen Aufenthalts, dessen Ausfüllung von Tag zu Tag schwieriger wird, fällt mir ein, allerlei meinen Lebenslauf betreffendes übersichtlich zusammen zu stellen. Das kleine und grosse Missgeschick, welches mein Leben hindurch mir nie gefehlt, aber allezeit auch durch Gottes Gnade sein Gegengewicht gefunden hat, begann mit dem fatalen Umstand, bei guter deutscher Abstammung an einem slavischen Ort und statt anderer gleichgültiger Jahrestage an einem Kalenderdatum geboren zu sein, welches für mich und meine Freunde durch die schwersten Verluste gezeichnet zu werden pflegt. Wie der Luccheser bei Nennung seiner Vaterstadt die Augen niederschlägt ohne dieselbe zu verläugnen, bekenne auch ich freimüthig in Posen geboren zu sein, allerdings mit dem Trost von Kindesbeinen an nicht sowohl nach Südpreussen als nach Schlesien gehört zu haben, der mir sehr werthen Provinz, in welche ich fast als Säugling einwanderte und welcher ich alle Muttermilch meiner sittlichen und gelehrten Bildung verdanke. Die verschiedenen Stellungen meines als Justizbeamter fungirenden Vaters brachten mich erst nach Brieg, dann als fünfjährigen Knaben nach Breslau, wo mein Grossvater als erster Theolog der Provinz seinen zahlreichen Angehörigen und Verehrern einen patriarchalischen aber auch durch opulente Gastlichkeit gewürzten Hausstand darbot. Dem sehr hohen Kirchthurm von St. Elisabeth und seiner stattlichen alten Kirche, dem Gymnasialgebäude und dessen eingehegtem Kirchhof gegenüber lag auf der damals sogenannten überaus luftigen Windgasse das gegenwärtig beschränkte Pfarrhaus mit zwei daran stossenden Höfen, von denen der vorderste ein Gärtchen, von einem riesigen wilden Akazienbaum schräg überragt, umschloss; diese nicht sehr freie Oertlichkeit war an zwei zum gastlichen Familienverein bestimmten Tagen der vor-

zugsweise mir angewiesene Erholungsplatz. Der Grossvater, ein überaus thätiger, frommer und freundlicher alter Herr, pflegte am geschlossenen Arbeitstisch eines grossen von hohen Bücherwänden mit dunkelrothen Umschlägen umschlossenen Zimmers unverrückt, obwohl gegen den Kinderlärm seiner Enkel nicht unduldsam, so lange zu sitzen, bis irgend ein Besuch, am liebsten der seines Jugendfreundes und Nachbars Scheibel, Rectors am Elisabethan, oder die Betglocke ihn aufscheuchten, die mit volltönenden Schlägen vom nahen Kirchthurm Mittag und Abend verkündete. Diese Knabeneindrücke hatten bis zu meines Grossvaters am 30. August 1808 erfolgten Tod ihren Fortgang, wie denn auch die zärtliche Gastlichkeit der Grossmutter noch während eines längeren Wittwenstandes fortdauerte. Andere wechselnde Eindrücke meiner Knabenzeit knüpften sich an das Haus meines mütterlichen Grossvaters, des Theologen Nösselt zu Halle, bei welchem meine Mutter, sich und die Enkel ihm vorzuführen, in den Jahren 1800, 1803 und 1806, zuletzt unfreiwillig lange wegen Kriegszeit, sich aufhielt. Uns Kindern war dieser Aufenthalt sehr zusagend. Obwohl die mütterliche Zärtlichkeit sie nicht gern von der Hand liess, bewegte man sich doch freier als in der engen Stadt Breslau, in des Grossvaters ansehnlichem, an der jetzigen Leipziger Strasse belegenen Hause war der geräumige von Studentenquartieren rings umschlossene Hof sammt dazu gehörigem Garten unschätzbar. Auch an frühen Eindrücken gelehrter Art fehlte es nicht. Wir passten gern die Stunden ab, wenn der Grossvater nach Beendung seines Collegiums im Hintergebäude den Hofraum durchschritt und zählten gern mit ungleichem Erfolg die sehr ansehnliche Zahl der ihm nachströmenden Studenten; auch des Grossvaters berühmte Bibliothek äusserlich anzustaunen ward dann und wann mir vergönnt. Andere mächtige Eindrücke ergaben sich seit dem October 1806 durch den Schrecken des Krieges und die Aufhebung der Universität, in deren Folge im März 1807 mein ehrwürdiger Grossvater starb und von mir zu Grabe geleitet wurde.

Was neben einem solchen Ortswechsel für meine Erziehung geschah, lässt sich in der Kürze aufzählen. Bis in mein achtes Jahr ward für die festen Grundlagen des Unterrichts von meiner Mutter gesorgt; mein Vater im Drang seiner Amtsgeschäfte war wenigstens treu bemüht, die Sonntagstexte meinem Gedächtniss einzuprägen. Ferneren Unterricht erhielt ich durch Privatanstalten, sehr mässigen in der Schule eines Herrn Jacobi in Breslau, ungleich besseren in den Sommermonaten 1806 zu Halle im Institut eines Herrn Manitius, bei welchem unter anderen Lehrern auch der nachherige Geheimrath Jacob zu Berlin, Uebersetzer der Odyssee, beschäftigt war. Im Jahr 1807 besuchte ich als Stadt-

scholar einige Monate hindurch auch das Hallesche Pädagogium und ward dann, nach Breslau zurückgekehrt, auf das Elisabethan geschickt, weniger wegen anerkannten Vorzugs dieser Anstalt, als wegen unserer Familienbezüge zu dessen Vorstand. Ich erledigte dort die drei obersten Classen bis ich im Jahre 1812 zur Universität abging. Ein trefflicher Lehrer, dessen philologischer Schärfe ich und zumal im Latein viel zu danken hatte, war der gewandte Pädagog Etzler, schätzbar im Unterricht des Griechischen und der Mathematik, mir persönlich sehr zugethan der pedantische Ferdinand Nickel, belehrend und anregend bei mancher frivolen Richtung auch der Belletrist und Historiker Schummel. Zu besonderer Befreundung mit letzterem gelangte ich noch durch den bei Aufräumung der Rehdigerschen Bibliothek ihm geleisteten Beistand; bibliothekarische Gelüste traten früh bei mir hervor und erhielten Befriedigung, wenn ich in des Grossvaters Bibliothek Jöchers Gelehrtenlexikon nachschlagen, bei Catalogisirung der Scheibelschen Bibliothek thätig helfen oder in Bücherauctionen meine Sparpfennige verwerthen konnte. Da die Schuldisciplin mangelhaft und die Zahl unerlässlicher Aufgaben gering war, so hatte ich viel Zeit nach meiner Liebhaberei, besonders in der historischen Litteratur herum zu lesen; ich steigerte diese Liebhaberei zur unnützen Arbeit ausdauernder Unternehmungen, namentlich zu einer Uebersetzung von Friedrichs des Grossen Geschichtswerken und etwas später zur Anlage eines neuen Gelehrtenlexikons, bei welcher das Studium der Litteraturzeitungen mich viel edle Jugendzeit kostete. Niemand stand mir nahe genug den guten Willen, der solchen Arbeiten zu Grunde lag und von den Meinigen nicht ungern gesehen wurde, in die richtigen Gleise zu leiten. Das unvermeidliche Selbstgefühl solchen frühen Eifers blieb auch nicht zurück und machte im Gegensatz mangelhafter Lehrer in einer Weise sich Luft, die zu offener Feindschaft mit einem derselben und zu völliger Passivität in seinem hauptsächlich historischen Unterricht mich verurtheilte. Es konnte nicht fehlen, dass hierdurch für die Vollständigkeit wie für die Schärfe meines Wissens manche Unvollkommenheit zurückblieb, die ich mein Leben hindurch nicht verwinden konnte und vornehmlich der ungehinderten Zerstreuung meines Schulbesuchs beizumessen habe. Der Jugendlehrer hat viel zu verantworten, wenn er fähige Schüler unbeschäftigt und ihre Gedanken spazieren gehen lässt. Indess fühlte ich mich solchen Mängeln gegenüber durch die jugendliche Begeisterung gehoben, mit welcher ich die Spur grosser Namen und Leistungen wie den Kraftaufwand lockender Aufgaben ausdauernd verfolgte, sobald ein vollgültiger Mann mir dazu verhalf. In solcher Beziehung habe ich dem Theologen Scheibel viel zu verdanken, einem von Haus aus klassisch gebildeten feurigen

und anregenden Manne, unter dessen Leitung ich einen Winter hindurch im Hebräischen, einen anderen im Griechischen gute Fortschritte machte, zeitweilig betrübt über den Einspruch meines Vaters, dem es unter anderem durchaus ungehörig erschien den Homer früher mir als den Xenophon zu gönnen. So gelangte ich zu den homerischen Studien, die ich während meiner Universitätszeit ernstlich verfolgt und ausgebeutet habe; sie datiren vom Ankauf eines noch in meiner Schulzeit nicht ohne Schwierigkeit erworbenen Exemplars von Damms Wörterbuch. In anderen Dingen blieb ich zurück, namentlich in der Mathematik, von welcher ich nach guten Anfängen durch meine schon früh mir empfindlich gewordene Kurzsichtigkeit mich abgehalten fand, was jedoch nicht hinderte, dass ich mit rühmlichem Abgangszeugniss zu Ostern 1812 die Universität Breslau bezog.

Mit getheilten Empfindungen sehe ich auf meine Knabenjahre zurück, denen ich viel zärtliche Pflege und die sittliche Grundlage meines Lebens zu verdanken, aber auch Mängel anzurechnen habe, welche ich nie ganz verwand. Von meinem Vater glaube ich die beharrliche Ausdauer in Verfolgung aller grösseren Lebenszwecke und das getreue Festhalten an alter Sitte ererbt zu haben, das ihm zugleich mit einer auch mir nicht unbekannten launischen Unschlüssigkeit in kleinen Dingen eigen war; meine Mutter hat fromme Gefühle, reine Sitte, die Grundlagen des Wissens und die willfährige Regsamkeit mir mitgetheilt, mit denen ich eigene und fremde Zwecke gern jederzeit förderte. Indess fehlte vieles, um einen scheinbar so wohl begründeten und auch mit mehreren Kindern gesegneten Hausstand einen glücklichen nennen zu können; die überdrängten Geschäfte meines Vaters, der knappe ökonomische Zustand, die Ansprüche einer zahlreichen Verwandtschaft und manche Unsitte provinzialer Geselligkeit waren daran hinderlich. Die schlesische Höflichkeit pflegte sich durch reichliche Bewirthung und unermüdliche Einfütterung, Abendgesellschaften mit unvermeidlichem Kartenspiel und durch jene Phraseologie des Wohlwollens zu bekunden, welche bald schmeichlerisch, bald in Befürchtung fremder Reizbarkeiten die schlichte Sprache der Wahrheit einzuhalten nicht immer im Stande ist. Zustände solcher Art machten das grosselterliche Haus und die sonstige Geselligkeit meiner Eltern in eben dem Grade mir unerquicklich, in welchem ich für meinen Wissensdurst die Zugänglichkeit leitender Autoritäten und für mein Gemüth den Einfluss zusagender Jugendfreunde vermisste. Rathgeber unter meinen Lehrern mir zu suchen hinderte mich die mit der schlesischen Höflichkeit mir anerzogene Schüchternheit; Jugendfreunde, die mir zusagten, zu erlangen war ich zum Theil durch die ängstliche Ueberwachung gehindert, mit welcher die mütterliche Fürsorge

meinen Umgang und Ausgang regelte. Erst in den letzten Jahren meiner Schulzeit ward dieser Vereinsamung meines strebenden Knabenalters durch zwei Freunde abgeholfen, deren einflussreicher Umgang mich wesentlich förderte: Wernicke, älter als ich, begeisterte mich von Berlin aus für die Heroen der Philologie, und ein paar Jahre später gab der mir nachwachsende Schubarth mir neue Anregungen durch seine, wunderlich aber umfassend, zu Goethes Ruhm und Verständniss zugeschnittenen Studien. Mein Verhältniss zum elterlichen Haus hatte hierbei nicht gelitten; mein Vater erfreute sich meiner Bücherlust und versprach, ohne für gewöhnlich an deren Zielpunkten zu mäkeln, von deren Ergebnissen sich Gutes. Es gefiel ihm wohl meine gelehrte Rührigkeit früh beachtet zu sehen, wie ich denn bei gelehrten Männern mir früh Eingang zu verschaffen suchte, den Vorstehern der Stadt-Bibliotheken wohl bekannt war und auch bei dem Lexikographen Schneider, noch ehe ich die Universität bezog, durch Mittheilung eines in der Spaldingschen Auction erstandenen durchschossenen Exemplars seines Lexikons mich persönlich bekannt zu machen wusste. Indess wagte er, da die Sorge für meine Subsistenz und mein Fortkommen ihn drückte, meinem Wunsche Philologie zu studiren zunächst noch nicht beizustimmen, daher ich ins Album der Universität zuerst als Theologie Studirender eingetragen ward.

Vita

[eingereicht bei der Promotion 1815]

Natus sum Posniae Polonorum urbe d. XXIX Nov. 1795. Ubi cum pater Jo. Frid. Davides iudiciis moderandis adesset, mox eodem munere functurus Brigam et postea Vratislaviam, Silesiae urbes, delatus mihi admodum infanti secum ducto suis cum matre studiis coniunctis eam educationem praestitit, cuius nunquam iis satis gratiarum agere potero. Cum ab aliis compluribus praeceptoribus in litterarum rudimentis institutus essem a. 1807 inter Gymnasii Elisabetani discipulos receptus sum. Ubi cum usque ad a. 1812 versarer, non possum verbis exprimere quantum debeam egregiis viris, qui hodieque multa cum laude in docendis Graecis Latinisque iuvenum studia moderantur, Etzlero et Nickelio; Schummelii quoque, cum iam ipse vir praematura morte suis ereptus sit, pie colendi sunt cineres. Neque silentio praeterire possum Scheibelii, Professoris hodie Vrat., de me merita; qui vir cum publicae institutioni operam non daret, privatis consiliis tantam opem tulit meis studiis, ut illius apud me gratissima memoria nunquam evanescere possit. Civibus Vratislaviensis univers. a. 1812 aestivo semestri adscriptum ut in tractandis antiquitatis studiis, quae iam antea summo ardore amplexus eram, altius pergerem plurimum me fructum tulisse ex Schneideri erga me insigni benevolentia lubens profiteor; quem virum qui norunt, norunt humanitatem, qua studiis favet omnium, quorum studia litteris favent. Is et consuetudine, quae privatim mihi cum eo intercessit, magnopere me iuvit, et cum in seminarii philol. sodales me recepisset, ad eam me duxit interpretandi subtilitatem, quae cum cuivis eruditiori homini per est utilis, tum antiquitatis studioso maxime necessaria est. Heindorfii quoque Aeschylum, Aristophanem, Horatium quamdiu per valetudinem liceret interpretantis assiduus fui auditor. Sed in gravissimo patriae periculo cum Regis optimi instituto iussum esset, ut quicumque posset, assueto munere neglecto ad id unum properaret, quo cetera omnia in posterum conservari posse viderentur, ex Musarum

quoque templis ad Martis palaestram volitabant optimi iuvenes; quibuscum meas qualescumque vires coniungere utinam licuisset! Sed cum a civibus rei medicae peritis belli molestiis perferendis ob corporis imbecillitatem impar esse iudicarer, coactus sum ut a communi omnium bellico studio recedens in pristinis pacis studiis refugium quaererem turbato animo. In universitate Vratisl. cum omnia fere reip. periculo dissoluta essent, privatis studiis conatus sum consequi, in quo magistrorum auxilium defuit. Hiberno semestri a. 1813 cum paullo quietior esset reip. conditio, ne hoc equidem auxilio plane fui destitutus. Unterholzneri praedicandum est indefessum studium quo me quoque auditore iuris Romani historiam multa cum laude docuit. Neque Hagenii de Nibelungis scholas silentio transmittere possum, in quo viro eximio si hodieque sunt qui rem non dignam habeant accuratiore cognitione, certe vel isti reprehensores rationem tractandae rei admirati essent. Schneideri autem denuo commemoranda est benevolentia, qui cum ex tribus semin. philol. sodalibus solus restitissem vel mecum solo prioris temporis exercitationes instituere, quantum per valetudinem infirmam liceret, non sit dedignatus. Aestate a. 1814 cum novum studiorum curriculum ingressus Berolinum accessissem, tot tantaque mihi contigerunt beneficia, ut, nisi vita, horum memoria ex gratissimo animo nunquam deleri possit. Quod si possem omnia enumerare quibus Boeckhio obstrictus sum, cum et in semin. philol. me reciperet et scholis, quas indefesso studio in hac litterarum univers. habet, ex quibus antiquit. Gr. et metricam artem docentem summo cum gaudio audivi, et multis privatim documentis benevolentiam suam mihi demonstraret, vereor ne in tot tantisque enumerandis viri praest. meritis modestiam laederem potius quam meae ipsius conscientiae satisfacerem. Neque ceterorum summorum hominum, qui hac in universitate insigni sua cura litteras fovent, institutio satis mihi poterit praedicari. Quantum debeo Wolfio encyclopaediam docenti philologicam! quantum Bekkero, Aeschinem explicanti! quantum Buttmanno, interpretando Ovidio ut ceterorum semin. philol. sodalium ita meas quoque vires exercenti! quantum denique Savignio institutiones et historiam iuris Romani tractanti! Quibus viris excellentissimis si quid unquam de litteris bene meruero, certe horum meritorum maximam partem assignare debebo.